

800 Jahre Oyten

Besiedlung und Entwicklung

eines Geestdorfes

von Johannes Grote

Online Ausgabe



800 Jahre Oyten

Besiedlung und Entwicklung
eines Geestdorfes

von Johannes Grote

mit Beiträgen von
Karl Buse und Jutta Precht

Online-Version 2021 - aufbereitet von Rolf Hollens.

Inhaltsverzeichnis

| | |
|---|----|
| Vorwort des Heimatvereins Oyten | 5 |
| Grußwort der Gemeinde Oyten | 5 |
| Gruß an Oyten | 6 |
| Vorwort des Autors und Danksagung | 7 |
| Das Oytener Wappen | 8 |
| Die Großgemeinde Oyten und ihre Ortsteile..... | 9 |
| Einwohnerentwicklung der Oytener Ortsteile | 22 |
| Gaben an die Götter, Hügel für die Toten | |
| Archäologie in Oyten | 23 |
| Entstehung unserer Heimat..... | 32 |
| Siedlungskunde unserer Gemeinde | 34 |
| Besiedlungsplan von Oyten | 30 |
| Geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung Oytens---- | 37 |
| Entwicklung der Landwirtschaft in unserem Raum | 47 |
| Das Oytener Königsmoor | 55 |
| Die Entwicklung der Gemeinde Oyten im Überblick | 58 |
| Das Leben damals auf dem Lande | |
| Die Kornernte..... | 62 |
| Die Heuernte | 64 |
| Torfgraben..... | 66 |
| Hausschlachtung | 68 |
| Backtag..... | 69 |
| Von der Wiege bis zur Bahre | |
| Geburt | 71 |
| Taufe..... | 72 |
| Kindheit und Schulzeit..... | 73 |
| Konfirmation..... | 75 |
| Dorfjugend | 76 |
| Verlobung..... | 76 |
| Das Eheversprechen..... | 77 |
| Polterabend | 80 |
| Hochzeit..... | 80 |
| Beerdigung | 82 |
| Aus vergilbten Blättern | 84 |
| Die Bürgermeister der Gemeinde Oyten | 93 |
| Die Pastoren der Kirchengemeinde Oyten | 94 |
| Quellenverzeichnis..... | 95 |
| Impressum | 96 |

Vorwort des Heimatvereins Oyten

Wir haben 1979 "Oyten - Ein Heimatbuch" und 1983 "Oyten in Bildern" herausgebracht.

Angeregt durch das anstehende Jubiläum möchten wir diese bekannten Bücher mit einer weiteren Publikation, unter dem Titel "800 Jahre Oyten" ergänzen.

Schwerpunktmäßig wird hier zu der Besiedlung, Entwicklung und dem Wandel eines ursprünglichen Geestdorfes eingegangen.

Ein interessantes Kapitel ist "Von der Wiege bis zur Bahre". Hier werden unter anderem die Geburt, Konfirmation und Hochzeit beschrieben.

Durch die Häuser- und Höfechronik bekommt der Leser einen Einblick über den stetigen Wandel Oytens, Veränderungen auf den Höfen und die Entwicklung des Zeitgeschehens. *)

Unser Ziel ist es, den Bürgern von Oyten ein Nachschlagewerk in die Hand zu geben, welches ihnen Gelegenheit gibt, Wissenswertes über ihren Ort zu erfahren.

Ein besonderer Dank gilt unserem Ehrenvorsitzenden Johannes Grote. Viele Jahre hat er unermüdlich recherchiert und alles Verwertbare zusammengetragen. Als Ergebnis können wir Ihnen das gelungene Werk präsentieren.

Oyten, im Juni 2004

Herbert Nerger

Vorsitzender des Heimatvereins

*) Die Haus- und Höfechronik ist in dieser Ausgabe (Online-Ausgabe) nicht enthalten.

Grußwort der Gemeinde Oyten

Es ist ganz toll, dass ich pünktlich zu unserer Jubiläumsfeier "800 Jahre Oyten" in diesem Jahr das neue Werk des Heimatvereins Dorfgeschichte und Höfechronik - Besiedlung und Entwicklung eines Geestdorfes in den Händen halten kann

Der Heimatverein hat in mühevoller Handarbeit die Daten für die umfassende Höfechronik in den letzten Jahren aus den verschiedensten Archiven zusammengetragen. Herausgekommen ist eine fast lückenlose Darstellung der ersten Höfe in Oyten und die Entwicklung auf diesen Höfen durch die Jahrhunderte. Die alteingesessenen Bürgerinnen und Bürger finden in diesem Buch sicherlich viele interessante Verbindungen und Entwicklungen. Aber auch für alle anderen Leserinnen und Leser ist das Buch eine Bereicherung und zeigt die Besiedlung und Entwicklung unseres "Geestdorfes".

Neben der Höfechronik gibt das Buch aber auch tiefe Einblicke in das Leben der Menschen in Oyten in der Vergangenheit. Besonders interessant waren für mich persönlich die Ausführungen zu den traditionellen Festen, Taufe, Konfirmation, das Eheversprechen und vielem mehr.

Es ist sehr schön, dass es in unserer Gemeinde Menschen gibt, die sich so intensiv mit der Geschichte unseres Ortes beschäftigen und dies für die Nachwelt aufarbeiten. So wird auch dieses Buch den verdienten Stellenwert bei uns erhalten. Wichtige Forschungsergebnisse aus unserem Dorf sind zusammengetragen und können nicht mehr verloren gehen.

Bei allen, die an der Entstehung des Buches mitgewirkt haben, möchte ich mich an dieser Stelle ganz herzlich bedanken.

Oyten, im Juni 2004

Manfred Cordes

Bürgermeister

Vorwort des Autors

Mit dem vorliegenden Buch möchte ich Ihnen einen kleinen Einblick in die Geschichte Oytens und seiner Ortsteile geben. Aus der engen Verbundenheit zu meiner Heimat, meinem Heimatdorf, ist es mir ein besonderes Anliegen, einiges aufzuzeichnen, was ich über Land und Leute von „Damals“ in Erfahrung bringen konnte.

Man kann eigentlich nur über seine Heimat schreiben, wenn man sie kennen und lieben gelernt hat. Dazu gehören auch die plattdeutsche Sprache, die Höfegeschichten, Sitten und Bräuche und die Lebensweise unserer Vorfahren, wie wir sie durch mündliche und schriftliche Überlieferung aus der Vergangenheit kennen. Wie es hier früher einmal ausgesehen hat, daran können sich nur noch die Älteren erinnern. Dieses habe ich versucht, aus den vielen Gesprächen, Dokumenten und Aufzeichnungen zusammenzutragen.

Oyten ist ein ganz normaler Ort wie jeder andere auch. Ein Ort am Rande der Großstadt Bremen – ihn gilt es zu entdecken und ihn möchte ich vorstellen.

800-Jahr-Feier der Gemeinde Oyten im Jahre 2004! Ein bestimmtes Datum für die Erstellung des Buches war damit vorprogrammiert. Der Heimatverein Oyten war von der Gemeinde gebeten worden, Initiator und Herausgeber einer Chronik zu sein. So begann vor ca. 6 Jahren meine Arbeit mit der Erstellung der Höfechronik über die Alt-Gemeinde Oyten. Alle anderen Artikel über die Vor- und Frühgeschichte, die Besiedlung und Entwicklung unserer Großgemeinde, Sitten und Bräuche, den bäuerlichen Alltag damals und „Aus vergilbten Blättern“ geben ein Bild unserer gesamten Gemeinde wieder. Vieles hat sich in unserem dörflichen Leben während des letzten Jahrhunderts verändert. Oyten ist von einem typischen Bauerndorf zu einer modernen Gemeinde geworden. Vor gut hundert Jahren lebten alle Einwohner Oytens noch in oder von der Landwirtschaft, heute können wir die Landwirte in unserem Dorfe an den Fingern abzählen. Nach sechsjähriger

interessanter und aufschlussreicher Arbeit ist das Buch nun fertiggestellt. Dabei habe ich manch Altes neu entdeckt, Vergessenes wiedergefunden und vor allem viel Freude daran gehabt, die Bruchstücke zusammenzutragen. Vielleicht kann dieses Buch eine wertvolle Erinnerung für die Einwohner sein, die ihre Kindheit hier verbracht haben und fortgezogen sind. Mein Wunsch ist, dass es zu einer Brücke und zu einem Bindeglied zwischen Alteingesessenen und Neubürgern, zwischen Alten und Jungen werden möge. Die meisten Bilder in diesem Buch konnten dem Archiv des Heimatvereins entnommen werden. Dieses Buch sollte eine Ergänzung zu „Oyten - Ein Heimatbuch“ sein, das 1979 vom Heimatverein herausgegeben wurde.

Danksagung

Herzlichen Dank sagen möchte ich

Frau Dr. Jutta Precht, die über die Vor- und Frühgeschichte schrieb,

Karl Buse, von dem ich einige Aufzeichnungen und Texte übernehmen durfte,

Gerhard Barnstedt für die Bildbearbeitung und **Heimatfreunden**, die bei der Herausgabe dieses Buches tatkräftig mitgeholfen haben.

Finanziell unterstützt wurde das Vorhaben durch

die Kreissparkasse Oyten,
den Rotary Club,
die Vereinigung der Selbständigen Oyten
und die Volksbank Oyten.

Ein „Danke schön“ gilt aber auch den Oytener Einwohnern, die bereitwillig Auskunft gaben oder Beiträge zur Dorfgeschichte und Höfechronik beisteuerten, sowie dieses Buch anderweitig unterstützt haben.

Oyten, im Juni 2004

Johannes Grote



In der Lienert mit Blick zur Kirche

Gruß an Oyten

von Otto Ständel

Oyten, Dorf am Bergesrande,
schaust hinab ins weite Land.
Uns verbinden feste Bande,
sei begrüßt mit Herz und Hand!

Sind's auch keine stolzen Wälder,
die dir Schmuck und Schutz verleihen,
Wiesen, Bruchland, Moor und Felder
rahmen liebevoll dich ein.

Eichen rauschen, Glocken läuten,
Lerchenlieder in der Luft!
Ach, es gibt ja nur ein Oyten,
wenn auch laut die Ferne ruft.

Was kann uns die Stadt bedeuten,
lockt sie uns doch täglich neu!
Sei begrüßt, du liebes Oyten,
immer bleiben wir dir treu.

Darum lasst uns freudig schwören
treulich alle Hand in Hand:
Dir soll unser Herz gehören,
Oyten, Dorf am Bergesrand.

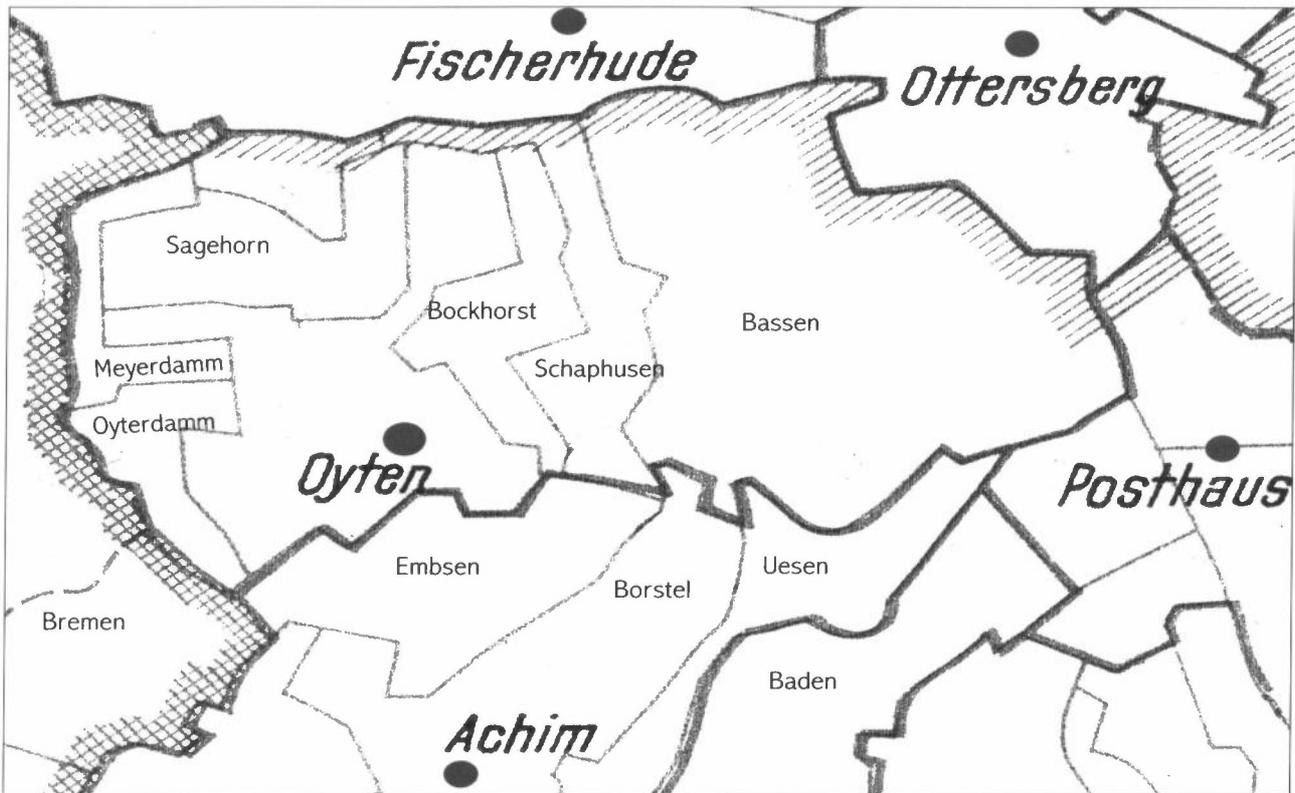


Im Oytener Wappen, das jetzt auch für die Großgemeinde gilt, spiegelt sich das Leben der Gemeinde Oytten vor 100 Jahren wider.

Hauptlehrer i.R. Gustav Vollmer, der sich sehr um die Heimatforschung bemühte und von dem noch viele Aufzeichnungen aus früherer Zeit vorhanden sind, entwarf um 1930 dieses Wappen. Besser und treffender hätte er das alte Geestdorf nicht vorstellen können.

Er hat hierin die Eyter mit aufgenommen. Wir finden sie wieder als ein blaues, gewelltes Diagonalband. Der Pflug im linken oberen Teil soll die früher prägende Rolle der Landwirtschaft widerspiegeln, das Eichenblatt soll an die reichen Eichenbestände früherer Jahre erinnern.

Die Großgemeinde Oyten und ihre Ortsteile



Die Ortsteile der Großgemeinde Oyten

Die Großgemeinde Oyten liegt im Norden des Kreises Verden. Im Osten liegt die Gemeinde Ottersberg, im Norden ist die Wümme der Grenzfluss, im Westen die Stadt Bremen und im Süden die Stadt Achim mit den Ortsteilen Embsen, Borstel und Uesen.

Wichtige Informationen über die früheren Dörfer der jetzigen Großgemeinde Oyten erfuhren wir durch Aufzeichnungen von Hinrich Bischof, Bockhorst. Er schrieb in dem Artikel „Wie Ortsnamen entstehen“ in der Beilage des Achimer Kreisblatts von 1937.

Alt-Gemeinde Oyten

Die eigentümliche, an das Friesische erinnernde Form unseres Dorfnamens hat schon manchen Interessierten zum Nachdenken aufgefordert. Die verschiedensten Auffassungen stehen sich gegenüber. Der Oytener Pastor Johannes Harms hat in seinen Aufzeichnungen Anfang des 20. Jahrhunderts vier Deutungen genannt.

Die Ansicht, Oyten komme von „Eyth“, leitet sich her von einem Originalprotokoll der alten Holzungsrechte aus dem Jahre 1703, in dem heißt es, dass Bauleute aus Uphusen große Eichenstämme aus der „Eyth“ gestohlen hätten und auf der Flucht im Moor damit stecken geblieben wären, daher der Name „Eythen“.

Im nachweislich ältesten Dokument von 1204 wird der Ortsname „Oita“ geschrieben. Die Vermutung wird von dem Diplom-Ingenieur Franz von Hamel bestätigt, der herausgefunden hat, dass das englische Wort „high“ = hoch von dem niederdeutschen Wort „hoit“ abstammt. Diese Deutung würde sich mit der geografischen Lage Oytens decken, denn durch seinen hohen Geestrücken überragt Oyten das umliegende Bremer Becken erheblich.

Die dritte Version bezieht sich auf die große Völkerwanderung als die „Jüten“

(Volksstamm der Angelsachsen, auch „Euten“ geschrieben), auf dem Wege nach Friesland durch unser Gebiet zogen und hier kurz sesshaft wurden. Als Beweis dienen die gefundenen Urnen, die nachweislich alten Sachsenfriedhöfen entstammen.

Bei der Plattdeutsch sprechenden Bevölkerung wird der Ortsname heute noch mundartlich „Eyten“ ausgesprochen. Viele Oytener meinen deshalb, der Ort habe seinen Namen von der „Eyter“ erhalten, einem Bach, der durch die Dorfniederung von Oyten, zwischen Triften und Lindenstraße floss. Er soll in der Oytermühle beim Fischteich entsprungen sein. Der weitere Verlauf war dann über den Mühlenweg an der alten Achimer Straße entlang, beim jetzigen Heimathaus vorbei und über die „Kleine Donau“ in die Wümme. Im Bereich der Dorfstraße soll er über den Brunnenweg, Kloppenburger Straße, Thünen und Embsen eine Verbindung zur Weser gehabt haben.

Über die Früh- oder Vorgeschichte der Gemeinde gibt es wenig konkretes zu berichten. Die ersten neuen, wenn auch spärlichen Nachrichten über das Dorf Oyten

stammen aus dem hohen Mittelalter. Um 1200 soll nach alten Berichten Hermann von Uphusen, Lehnsmann des Grafen von Wölpe, in „Oythe“ ein Gut besessen haben.

Im Jahre 1204 genehmigte der Erzbischof Hartwig von Bremen den Ankauf eines „Zehnten“ zu „Oiten“ für 82 Mark zugunsten des Paulsklosters zu Bremen. Zu dieser Zeit war der Träger der richterlichen Gewalt der Graf von Stade. Das uralte „Gowgericht“ Achim, zu dem auch Oyten gehörte, das sich bis in das 19. Jahrhundert hielt, war für Oyten das „Thing“ oder die Stätte der Rechtsprechung – freilich nach Stader Wunsch und Willen.

Die Besiedlung der Brüche rechts und links der Weser geht auf Hartwig - einem Herrscher aus dem Geschlecht der Stader - zurück. Eine letzte Erinnerung an diese „Holländerzeit“ ist das im Wümmegebiet liegende Flurstück „Wiemark“ – eine aus dem Niederländischen abgeleitete Bezeichnung.



Die alte Eyter an der Achimer Straße

Zu Oyten gehören folgende Ortsteile:

Oytermühle

Beim Bau der Oytener Mühle 1749 wurde der Name zuerst genannt. Hier sind um 1760 2 Soldatenhöfe (Oyten, Hs.-Nr. 46 und 47) angesiedelt worden.

Oyterwümme

Die ersten Nachrichten dieses einstelligen Hofes gehen bis auf das Jahr 1744 zurück. Am 25.07.1826 erhielt Harm Christoph Meyer (Oyten, Hs.-Nr. 56) die erste Konzession für eine Gastwirtschaft (Wümmediele). Ab 1928 gehörte Oyterwümme zur Gemeinde Sagehorn.

Thünen

(früher Embserthünen – um 1712). Im 18. Jahrhundert wird der Ortsteil mit „Oiter Zäunen“ umschrieben. Früher gehörten die 2 Brinksitzer und 12 Anbauern zur Gemeinde Embsen. 1865 wohnten 84 Bewohner im Ortsteil. 1928 kam Thünen zur Gemeinde Oyten.

Bassen

Eine der ältesten Siedlungen im Nordkreis Verden dürfte die frühere Gemeinde Bassen sein. Zahlreiche Bodenfunde aus der Jungsteinzeit, Bronzezeit und Eisenzeit deuten auf eine vor- und frühgeschichtliche Besiedlung der Gemarkung hin. Auf einer topografischen Karte aus dem Jahre 1764 sind noch zahlreiche Hügelgräber in Brillkamp und Nadah eingetragen. Als Überbleibsel ist jetzt noch ein Hügelgrab als Erhöhung auf einem Ackergrundstück Am Holze zu sehen.

Woher stammt nun der Name Bassen? Dass das Dorf Bassen als eine der ältesten Siedlungen anzusehen ist, geht daraus hervor, dass bereits im Jahre 800 über dieses Dorf berichtet wird. In einer alten Urkunde heißt es hierüber: Der Ort Bassen liegt in der Nähe eines Baches, welcher im Jahre 1787 „Bicina“ hieß. Der Name ist slawischen

Ursprungs und bedeutet Ochsenbach. Nach vorhandenen Aufzeichnungen könnte es so an den Sorben oder Wenden liegen, die über die Elbe hinaus nach Westen vordrangen und bis hierher gekommen sein sollen.

In alter Zeit war das Dorf Bassen von einem Graben umgeben, dessen Ufer noch mit schützenden Weißdornhecken eingefasst waren. Starke Tore sicherten die Zugänge zu den Äckern, Wiesen und Weiden und dienten gleichzeitig als Schutz vor räuberischen Überfällen und den Wölfen, die damals noch in den Wäldern lebten.

Die ersten Dokumente über den Ort gehen auf das Jahr 1259 zurück. Darin steht u.a.: Der Magdeburger und Bremer Canonicus, B. und O., seine Brüder Grafen von Wölpe, schenken dem Kloster drei Hufen in Willigstede (Wilstedt) und ein Haus in Bersinghere (Bassen), das Johannes von Otterstedt resignierte (Kal. 50, Cod Ms m 214, Vogt, m i I, S. 387 f).(1 Hufe = etwa 15-20 Morgen).

Von der alten Dorfschaft wurde berichtet, das in diesem Orte, der um 1200 „Bersinghey“ und später „Bersinhe“ geschrieben wurde, die Grafen von Wölpe, die zu „Wildagheshude“ (Fischerhude) ihren Sitz auf der „Borg“ hatten, herrschten. In nachfolgender Zeit wird das heutige Bassen auch Berssen, Boschen, Bachen und Bassumb geschrieben. Der Ort hatte in früheren Zeiten eine Kapelle, deren Einkünfte, so wird berichtet, größtenteils der Schulmeister in Achim erhielt.

Bassen hat im 30-jährigen Krieg sehr gelitten. Vor dem Krieg gab es noch 12 Bauernhöfe, 10 Kötner und 4 Brinksitzer. Nach dem Krieg waren nur noch 3 Bauernhöfe und 5 Kötnerstellen vorhanden. Wenn man das liest, kann man sich allein schon ein Bild davon machen, wie Bassen und seine Einwohner unter der Geißel des Krieges litten. In Stunden der Gefahr flüchteten alle vor den heranrückenden Truppen, Haus und Hof mussten im Stich gelassen werden und wurden später in Schutt und Asche wiedergefunden.



Die alte Schule in Bassen mit Glockenturm

In späteren Jahrhunderten hatte ein Nachtwächter während der Schlafenszeit für die Sicherheit im Dorfe zu sorgen: Hund und Feuerhorn wurden ihm von der Gemeinde geliefert.

Wie in anderen Orten hatte Bassen damals auch seinen Schweinehirten, der morgens durch Hornrufe die ins Freie gelassenen Borstentiere sammelte und dann mit Ihnen auf die Gemeinschaftsweiden, den Brink, zog. Zwei weitere Hirten betreuten Rindvieh, Pferde und Gänse.

Um das Jahr 1780 hatte Bassen 38 Wohngebäude und 84 Einwohner! Hier waren 8 Dreiviertel-, 1 Halb-, 1 Viertelmeier, 5 Handkötner, 5 Brinksitzer und 9 Anbauern. Bassen hatte 1832 632 Einwohner, 1842 696, 1895 909, 1910 1052 und 1936 1217 Einwohner. Bis zur Eingemeindung nach Oyten im Jahre 1972 war Bassen die flächenmäßig größte Gemeinde im Regierungsbezirk Stade mit 10600 Morgen (26,42 qkm).

Früher besaß die Gemeinde Bassen zwei Branntweinbrennereien und vier Ziegeleien, die danach ihren Betrieb wieder aufgaben. Später haben die Bauleute aus Bassen in Nadah eine Ziegelei angelegt, die 1937 wieder geschlossen wurde. Bis Ende des 19. Jahrhunderts hatte die Gemeinde Bassen mehr Einwohner als die Gemeinde Oyten.

Mehrere Ortsteile gehörten zur Gemeinde Bassen: Nach: Johs. Spöring, Verden; Otto Voigt, Hamburg; Joh. Rosenbohm, Bassen.

Backsberg

(erste urkundliche Erwähnung 1823). Es wurde auch Boxberge, Baksbarg, oder "Blocks Berge" genannt. In „Heimatkunde von Fischerhude“ schreibt Dr. Hinrich Schloen, Fischerhude, dass dort direkt am Südarms der Wümme um 1212 eine Wasserburg erbaut worden ist, die aber 1219 schon wieder von den Ottersbergern zerstört worden sein soll.

Die Konzession zum Betrieb einer Schankwirtschaft wurde dem Anbauern Hermann Fehsenfeld 1895 erteilt.

Bassenerkamp

1766 gab es hier 2 Anbauern.

Bassener Wümme

(auch Tütort = Tüt = Regenpfeifer)
Ein Hirtenhaus, in dem die Familie Rechten über 250 Jahre wohnte.

Brammer

(1680) Bram = Ginster; mar, mer = ein stilles Wasser Siedlung an einer Bramniederung. Früher gab es hier einen einstelligen Kötner. Es wird gesagt, hier soll das Vieh „gebrammt“ (gebrüllt) haben, daher der Name. Am 15. April 1912 wurde eine neue, einklassige Schule, zuerst „Bassener Heidschule“ genannt, eingeweiht und zugleich Lehrer Drewes eingeführt.

Brillkamp

(1823). Brill = breed = breit = feuchte Niederung. Die Namensdeutung dürfte etwa sein: Siedlung auf zwei Äcker breitem Land. Nach dem 7-jährigen Kriege waren hier 4 Wohnhäuser.

Über eine andere Namensdeutung erzählen sich ältere Leute folgendes: Bei der Gemeinheitsteilung im Jahre 1799 konnten sich die Bauleute und Kötner in Bassen nicht einigen. Die Kötner waren mit den nach Ottersberg gelegenen Ländereien nicht zufrieden, da die Bauleute ihnen diese zuweisen wollten. Die Kötner erklärten: „Ihr sollt uns keine Brille aufsetzen“. Die Bauleute gaben nach und die Kötner erhielten das gewünschte Land.

Als dann die Heerstraße Bremen – Hamburg die Ländereien durchschnitt, spotteten die Bauleute und sagten: „Nun habt ihr die Brille auf der Nase!“. Seit der Zeit soll sich für dieses Land der Name Brillkamp eingebürgert haben.

Egypten

(1823) Soldaten, die nach dem 7-jährigen Krieg (1756 - 1763) abgefunden wurden, haben 4 neue Anbauerstellen gegründet. Der Name soll von durchziehenden Zigeunern abstammen, die dort ihren Lagerplatz hatten. Sie wurden „Egypter“, in der Kurzform „Jipper“ genannt. Im Englischen heißt Gypsi = Zigeuner.

Es gibt auch noch eine zweite Version. Danach sollen Kavalleristen, die im Hofstall einquartiert waren, den Rückweg von Bassen nicht wiederfanden

Es herrschte an dem Abend eine „ägyptische Finsternis“ und so ritten sie verirrt rings um die Häuser herum. Als sie endlich wieder bei Hof anlangten, soll einer von ihnen ausgerufen haben: „Wir sind rings um Oelgypten herum gewesen!“ Von dieser Zeit an sollen die betreffenden Häuser Egypten genannt worden sein.

Großenhollen

1823 waren 3 Anbauern ansässig. Um 1700 soll sich hier schon ein ausgedienter Wachtmeister angesiedelt haben.

Kleinenhollen

Um 1300 hieß der Ortsteil Holne, um 1770 Achimer Hollen und mundartlich „Lüttsch'n Hollen“. Hier gab es einen einstelligen Hof.

Itzehoe

Der Ort wurde ursprünglich durch kriegsentsessene Soldaten besiedelt.

Heinsberg

(1680) Heinsbarg = einstelliger Bauhof = bewaldeter Berg. 1574 hieß der Hof die „Clüversche Vikarie“. Die Clüver waren Gogräfen zu Achim. Der Heinsbergsche Hof wurde in alten Zeiten von einem Vogt bewohnt, der die behördliche Aufsicht über die Schifffahrt und Fischerei in der Weser auf der Strecke von Langwedel bis Bremen ausübte.



Gastwirtschaft Freese in Heinsberg/Bassen

Hofstall

(1680) Hofstall ist ein alter einstelliger, sattelfreier (zinsfreier) Hof, dessen Besitzer steuer- und lastenfrei war, dafür aber im Kriegsfall mit seinen Pferden dem Landesherrn Gefolgschaft leisten musste.

Nach der französischen Aufstellung vom 19. Oktober 1757 hatte der Hofstall an Einwohnern: „6 Hommes (Männer), 7 Femmes (Frauen), 4 Enfants (Kinder) und 6 Chevaux (Pferde)“.

Kalshop oder Calshop

(1680) Calshop = Siedlung auf kahler Höhe. Mundartlich Kašhope. Einstelliger Hof.

Nadah

(1764) 1695 wurde der Ortsteil als Forst genannt, einstelliger Hof. Grundwort: ah = Wasser, Bestimmungswort nd, nate = nasse Stelle. Nach vorhandenen Zinsbüchern im Stader Archiv um 1534 und 1546 wird Nadah „Norda“ geschrieben.

Es gab eine Baumannstelle am Abhang des Geestrückens zur nahen Wümmeniederung. Leider ist nicht bekannt, wo dieser Hof lag.

Breitenmoor

(1821) Breitenmoor = Kolonie auf zwei Äckern = breites Moorland. Im 19. Jahrhundert gab es ein Oyter-, Sagehorner-, Schaphuser- und Bassenerbreitenmoor. Oyterbreitenmoor (jetzt Bornmoor) hatte 1821 9 Feuerstellen mit 55 Einwohnern und 1848 10 Feuerstellen mit 63 Einwohnern. 1926 wurde es nach Bassen eingemeindet. Die 9 Bassener Anbauern werden mit in der Oytener Höfechronik aufgeführt (Hs.-Nr. 57 – 65).

Köbens

Köbens bedeutet so viel, wie Stallgebäude für Schafe. Die Bassener Bauern hatten hier ihre Schafställe, die später zu Wohnungen umgebaut wurden.

Tüchten

Der Thiessche Hof am Ausgang von Tüchten war ursprünglich ein Edelfhof und war im Besitz eines Ritters von Dube. Seine ausgedehnten Stallungen hatte er auf dem unweit liegenden einseitigen Hof Brammer. In Tüchten wurden um 1930 viele Urnen und Geräte aus der Vorzeit gefunden.

Diese interessanten Bodenfunde geben uns die sichere Gewissheit, dass diese Gegend im Gogericht Achim schon zu Urzeiten von germanischen Stämmen besiedelt war. Die anderen Hofstellen sind sogenannte Soldatenplätze.

Während des Siebenjährigen Krieges hatte Bassen einige Soldaten für die Kurhannoversche Armee zu stellen. Die Gemeinde kaufte nach damaliger Sitte arme, kräftige Burschen, denen die Zusage erteilt wurde, dass sie nach ihrer Rückkehr einige Morgen Land erhalten sollten. Nach dem Kriege bauten sich Letztere auf dem auf diese Weise erworbenen Grundbesitz an.

Im Süden von Tüchten ist im Moor ein stehendes Wasser, die Bullersee genannt, worin man vor mehreren hundert Jahren eine versunkene Wohnung bemerkt haben will. Vermutlich hat hier das Wohnhaus des erwähnten adeligen Hofes gestanden.

Bockhorst

Die erste urkundliche Erwähnung der Gemeinde Bockhorst geht auf das Jahr 1236 zurück und zwar nach dem wissenschaftlichen Werk von Hans-Rüdiger Jarck über „Das Zisterzienserinnenkloster Lilienthal“. Darin steht:

1236. Graf Gerbert von Stotel überträgt dem Erzbischof zugunsten des Klosters Lilienthal als Lehnherr den ihm vom Ritter Gerhard von Gröpelingen resignierten (zurückgegebenen) Zehnten zu Bockhorst. Es ist daher zu vermuten, dass die Insassen dieses Klosters bei der Besiedlung der hiesigen ländlichen Gebiete ihren Einfluss geltend gemacht haben.



Deepen-Wisch, historische Gaststätte im Bauernhof, zu Bockhorst gehörig

Das Dorf wurde anfangs Bochhorst oder Buchhorst genannt. Der Name ist zusammengesetzt aus „Bock und Horst“ oder „Buch und Horst“. Die freie Übersetzung bedeutet „feuchter Buchenwald“.

Die Südseite des Dorfes ist höher gelegen und bildet eine sogenannte Horst, welche früher wahrscheinlich mit Buchen bewaldet war. Daher der Name Buchhorst oder im Plattdeutschen Bockhorst. Da früher mit Wümmehochwasser gerechnet werden musste, wurden die Höfe etwas erhöht am Rande der Geest gebaut.

Zinsbücher von 1541 aus dem Staatsarchiv Stade sagen aus, dass es damals 4 Bauhöfe und 3 Kötner gegeben hat, die alle an der Nordseite der Straße gebaut haben. So kann Bockhorst von altersher als Reihendorf bezeichnet werden. Es entstand daher die Redensart: „In Booköß ward de Pannkoken bloots up een Siet backt“.

Die vierte Baumannstelle, der kontributionsfreie (von Kriegssteuer frei) Schütz'sche Hof, der sich bis 1647 im Besitz der von Clüver befand, wurde 1830 vollständig verkauft.

Zu Bockhorst gehören noch die Ortsteile Am Mühlengraben, Am Triften, Auf dem Brink, Oytermühle, Bockhorster Mühlentor, In der tiefen Wisch und - ab 1912 - Schwagerdorf.

Meyerdamm

Die Ortschaft Meyerdamm ist eine Moorkolonie im Oytener Königsmoor. Auf Veranlassung und mit Hilfe des damaligen Amtsschreibers Johann Georg Meyer aus Achim wurde Meyerdamm um das Jahr 1787 angelegt und nach ihm benannt. Ein jeder der 16 Anbauern erhielt 22 Morgen gutes Moorland zum Kultivieren und je 2 Kuhweiden. Außerdem erhielten sie 6 Himpten Roggen, 5 Reichstaler zur Anschaffung von Bodendielen und 3 Reichstaler zum Anlegen einer Brücke. Dafür musste dann aber jährlich ein Erbzins von 10 Talern, 8 Groschen und 3 Pfennigen und ein

Zehntgeld (plattdeutsch „Teegen“ genannt) von 1 Taler, 7 Groschen und 4 Pfennigen entrichtet werden. Diese Zahlungen dauerten bis zum Jahre 1875.

Der Meierzins und das Zehntgeld wurde in diesem Jahr abgelöst, wofür jeder Kolonist die Summe von 300 Talern zu zahlen hatte. Da keine Abzugsgräben bei dem erhaltenen Land angelegt waren, war der Boden sehr feucht und sumpfig. Die Hauptarbeit der neuen Kolonisten war das Herbeischaffen des zur Trockenlegung nötigen Sandes und des Bausandes. Da der Damm noch nicht gepflastert war, konnte er bei Regenwetter nicht befahren werden. So wurde erzählt, dass man den Sand teils im Beutel auf den Schultern hergetragen habe.

Die Instandhaltung des Dammes oblag den Anwohnern, wofür ihnen das Recht zustand, Wegegeld zu erheben. Dasselbe betrug pro Pferd 6 Pfennig und brachte jährlich etwa 50 – 60 Mark ein. Ackerland mussten sie sich später von den Bauern in der Oyter Feldmark kaufen.

Die Viehwirtschaft musste erst neu aufgebaut werden und so war der Torfverkauf eine gute Einnahmequelle und wurde zum Teil auch per Kahn auf dem Schiffgrabendamm in die nahe Großstadt nach Bremen gebracht. Durch das Abgraben des Torfes entstanden für die Ansiedler wertvolle Weiden. Der schwarze und braune Torf, der nach Bremen gefahren wurde, wurde zu guten Preisen verkauft. Verbunden mit Bremen war diese Kolonie durch einen Steindamm. Die Hunte Torf kostete damals durchschnittlich 13 Taler Gold. Eine Hunte Torf besteht aus 80 Körben (vom Eichamt in Bremen geeicht) und sind wohl 4 tüchtige zweispännige Fuder.

Die alte Straße führte von der Ostseite Oyterdamms durch den sogenannten „Schlagenforth“, also zwischen Oyter- und Meyerdamm hin, über Schevemoor nach Bremen. Sollte ein Fuder Torf oder dergleichen nach Bremen gebracht werden, so wurde es am Abend vorher von 4 Pferden bis an die Ostseite Oyterdamms gezogen.



Gasthaus von Fritz Osmer in Meyerdamm

Der Meyerdamm wurde erst 1841 gepflastert. Das Material lag vor der Haustür; befestigt wurde er mit Findlingssteinen vom Oytener Berg. An der Nordseite des Dammes blieb ein ungepflasterter Streifen, der „Mullwäg“, für Gespanne, damit die Pferde nicht immer auf holprigen Feldsteinen zu traben brauchten und pflasterlahm wurden. Ein schmalere, ungepflasterter Streifen an der Südseite blieb als „Paddwäg“ für die Fußgänger. Die Verbindungen zur Gemeinde Oyten bestanden von eh und je und so brachte die Eingliederung in die Einheitsgemeinde im Jahre 1963 keine wesentlichen Neuerungen.

Oyterdamm

Die erste Erwähnung von Oyterdamm geht auf das Jahr 1743 zurück. 3 Hofstellen waren schon einige Jahre vorher auf dem Oyter Moordamm, wie er damals genannt wurde, angesiedelt. Um 1800 hatte die Kolonie 9 Neubauer- und 7 Anbauerstellen. Schon um 1760 waren hier vier sogenannte Soldatenhöfe auf dem Neubauersdamm

angesiedelt. Es waren ausgesiedelte Soldaten, die als Abfindung vom Reich eine Moorstelle von etwa 50 Morgen erhielten.

Das Gebiet des Oytener Königsmoores, aus dem die Kolonien Oyterdamm und Meyerdamm hervorgegangen sind, waren privatherrschaftlicher Grundbesitz des Königs. Seine wirtschaftliche Nutzung lag allein im Torfstich, denn zu Beginn der Kolonisation war das Land durch Sumpf und Busch verwildert. Grundlose Moortümpel, oft von tückischen Moospolstern bedeckt, ließen eine rationelle Ausnutzung nicht zu und sind manchem arglosen Torfgräber zum Verhängnis geworden.

Die Vergabe des Torfabbaues erfolgte an die Ansiedler aus den umliegenden Dörfern. Das Moor galt Jahrhunderte hindurch als größtes Verkehrshindernis zur nahen Großstadt Bremen. Deshalb war die Anlage von Gräben und festen Wegen unumgängliche Voraussetzung für eine Besiedlung. Es musste schwer gearbeitet werden, um aus einfachem Moorland gute Wiesen zu machen.



Der Hof von Rosenbrock in Oyterdamm

Der Torfverkauf war so die Haupteinnahmequelle der Ansiedler. Erst durch den Bau der „Bremen-Harburger-Chaussee“ 1806 durch Napoleon kam eine ordentliche Verkehrsverbindung nach Bremen zustande. Vorher bestand nur ein Knüppeldamm als Verkehrsweg und die Hauptverbindung nach Bremen verlief sogar über Achim – Uphusen.

Der Oyter Damm mündete damals in den „Schlagenforth“, die jetzige Verbindungsstraße zwischen Oyterdamm und Meyerdamm (Straße „Zum Behlingsee“), der dann zum „Schövemoor“ über Osterholz nach Bremen weiterführte.

Das erste Anwesen gehörte Friedrich Rust, der in seiner Stelle das Zollhaus verwaltete und das Wegegeld von den Benutzern des Oyter Dammes erhob. Er baute sich hier bereits um 1690 ein Haus, als das Land durch die Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges noch unter schwedischer Verwaltung stand. „Zöllners Stuben“ oder wie sie hierorts geläufiger plattdeutsch genannt wird; „Bi'n

Tollner“, hieß eine Gaststätte, die an dieser Stelle noch an die alte Bedeutung erinnert.

Die nächsten Ansiedler Oyterdamms kamen in unregelmäßigen Abständen von 1720-1751 dazu. Unser Gebiet gehörte bis ca. 1860 zu Hannover und ab dann zum Königreich Preußen. Aufgelöst wurde der Zoll, als Bremen 1888 dem Deutschen Zollverein beitrug. Zollfrei eingeführt werden durften je Familie: 1 Pfund Salz, 1/8 Pfund Tabak, 1 kleine Flasche Petroleum, 1/2 Pfund Zucker und 1/4 Pfund Kaffee. So blieb es nicht aus, dass auch ordentlich geschmuggelt wurde.

Schulisch und kirchlich war Oyterdamm von jeher Oyten angeschlossen und so brachte 1963 die Eingliederung nach Oyten keine wesentlichen Veränderungen mit sich.

Sagehorn

1466 wird das Dorf Sagehorn erstmalig in alten Urkunden erwähnt. Mundartlich wird Sagehorn auch „Sao'ern“ genannt. Die erste Silbe „sage“ bedeutet soviel wie „segge“

(= Gras) und die Silbe „ horn“ ist soviel wie eine erhöhte vorspringende Ecke. Der Ort Sagehorn wurde auf dem sich von Achim aus erstreckenden Geestrücken vor der Wümmeniederung gebaut.

Es gab bis zum 18. Jahrhundert einen adeligen Hof, derer von Clüver. Dieser war um 1600 auch Gericht der Clüvers. Im Jahre 1615 wurde Alverich Clüver, Erbherr zu Sagehorn, an seines verstorbenen Bruders Stelle Gogrefe zu Achim. Später gehörte das Gut denen von Dassel und Zesterfleth. Im Jahre 1774 fiel es an von Cramm in Bockhorst, ehe es 1791 ein Dr. von Ahsen kaufte. Der zerteilte es kurze Zeit darauf und verkaufte dann alles. Eine Erinnerung aber ist geblieben. Die beiden Bärenatzen als Wappen des Rittergutes sind von dem Dorf Sagehorn übernommen worden und werden jetzt noch als Stoffabzeichen auf der Sagehorner Schützenuniform getragen.

Im 18. Jahrhundert riss man die Wassermühle in Mühlentor ab und baute sie in Sagehorn am Mühlengraben neu auf. Nachdem auch hier die Wassermühle wegen Wasser-

mangels abgerissen wurde, baute man 1796 einige hundert Meter weiter eine neue Windmühle. Hierbei soll es Schwierigkeiten gegeben haben, da der Oytener Müller wegen der Konkurrenz Einwände erhob.

Um 1780 hatte das Dorf 1 adeliges Gut, 1 Meierhof, 12 Kötner, 5 Brinksitzer und 10 Anbauern. Bei der Übernahme in das Kirchspiel Oyten 1862 hatte Sagehorn etwa 480 Einwohner.

1819 bekam das Dorf Sagehorn seine eigene Schule. Ursprünglich besuchten die Schulkinder von Sagehorn die Schule in Oyten. Da die Entfernung aber so weit war, hatten schon 1706 die Einwohner eine Bittschrift wegen Errichtung einer eigenen Schule an das Konsistorium in Stade gerichtet. Die Schülerzahl betrug 1860 schon über 100 und 1910 124 Schüler. Da die Schulklasse, sowie die Wohnung des Lehrers den Ansprüchen nicht mehr genügten, wurde im Jahre 1865 ein Neubau ausgeführt. 1969 wurde diese Schule wieder aufgelöst und es entstand ein Neubau an der Schwarzen Heide.



Hof und Caffee Osmers (Markes)

Nach dem Bau der Eisenbahnlinie Bremen – Hamburg und der Errichtung des Bahnhofs 1874 entwickelte sich die Gemeinde Sagehorn um die Jahrhundertwende besonders schnell. Diese Entfaltung brachte nicht nur neue Arbeitsplätze für die Region, sondern auch der Ausflugsverkehr blühte. Die landwirtschaftlichen Erzeugnisse konnten ebenfalls besser abgesetzt werden. Der Ortsvorsteher Kackebart richtete deshalb ein Gesuch an den Landrat Roedenbeck in Achim, in dem er um die Genehmigung von

drei Märkten beim Bahnhof bat. So bestimmte am 10.10.1909 Hannover, dass in Sagehorn drei neue Märkte für Hornvieh und Schweine eingeführt wurden. Mit Unterbrechung hatten sie jahrelang Bestand.

Die Mooranbauer-Siedlung Clüverdamm, die zwischenzeitlich zu Meyerdamm gehörte, ist 1929 wieder nach Sagehorn eingegliedert worden. Benannt wurde sie nach dem ehemaligen Gutsbesitzer von Sagehorn Alverich von Clüver. Er legte sie im Jahre



Schule und Gaststätte Wellbrock

1714 an einem Wirtschaftsweg an, der zu den Kuh- und Pferdeweiden des Gutes führte. 4 Neubauern fanden hier ihre Heimat.

Schaphusen

In geschichtlicher Hinsicht ist über die in der Schulgemeinde Mühlentor zusammengefassten Dörfer wenig zu berichten. Das Dorf Schaphusen wird 1466 unter dem Namen Schaaphus'n erwähnt. Auch Mühlentor kam 1783 dazu. In früherer Zeit, etwa im 16. Jahrhundert, gab es hier einen Graben (Mühlengraben). Er nimmt seinen Ursprung aus dem Bullensee und floss durchs Achimer Moor. Hier gab es lange Zeit eine Wassermühle.

Da sich der Bach mit der Zeit verkleinerte und der Wasserfluss nachließ, wurde nicht lange gezögert und die Mühle abgerissen und flussabwärts in Sagehorn wieder aufgebaut.

Die Sage erzählt, dass der Besitzer eines adeligen Gutes in Tüchten in Brammer sein Rindvieh, in Hofstall seine Pferde und Jagdhunde, in Carlshop seine Kälber und in Schaphusen seine Schafe aufgestellt hatte. Der Name Schaphusen wird demnach von Schafhaus oder Schafstall abgeleitet sein.

Im Dreißigjährigen Krieg dürften die Schaphuser Bewohner weniger gelitten haben, als z. B. die Oytener oder Bassener, da hier wahrscheinlich keine Häuser abgebrannt sind. Um 1780 hatte Schaphusen 2 Halbmeierhöfe, 1 Pflugkötner, 2 Handkötner und 2 Brinksitzer; Mühlentor 2 Handkötner und 2 Brinksitzer und Breitenmoor 9 Neubauern.

Vor Gründung der hiesigen Schulgemeinde gehörten Schaphusen und Bockhorst zur Schulgemeinde Oyten. Wegen des langen Schulweges stellte Schaphusen 4 Morgen Land für einen Schulbau in Mühlentor zur Verfügung. Die Schule wurde Michaelis 1860 mit etwa 90 Kindern eröffnet. 1894 wurde eine zweite Schulklasse eingerichtet. Die Schülerzahl betrug 1908 98 Schüler, 1920 126 Schüler und 1936 82 Schüler.

Lindheim

Um 1815 wird hier ein Holzvogt erwähnt. 1827 fanden sich 11 Käufer, die zum damaligen Amtmann nach Achim gingen und Land kauften. Da dieses Gebiet noch keinen Namen hatte, wurde es auf Geheiß des Amtmanns „Lindheim“ genannt. Die Hofstellen wurden als Erbenzinsplätze ausgewiesen. Bis 1927 gehörte Lindheim zu Embsen und wurde ab dann der Gemeinde Schaphusen zugesprochen.

Einwohnerentwicklung der Oytener Ortsteile

| Ortsteil | | | | | | | | | | | | Einw. /qkm |
|------------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|------|-------|---------------|
| | 1602 | 1780 | 1821 | 1848 | 1871 | 1905 | 1939 | 1950 | 1960 | 1970 | 1978 | 1961 |
| Oyten | 83 | 412 | 439 | 657 | 710 | 937 | 1283 | 2115 | 2624 | 3548 | 5477 | 171,6 |
| Sagehorn | 20 | ? | 261 | 347 | 363 | 454 | 626 | 1094 | 924 | 1185 | 1550 | 157,7 |
| Bockhorst | 39 | 100 | 143 | 163 | 159 | 181 | 247 | 404 | 319 | 361 | 626 | 74,2 |
| Schaphusen | 17 | 85 | 157 | 281 | 275 | 291 | 347 | 545 | 423 | 440 | 517 | 81,0 |
| Oyterdamm | | ? | 103 | 153 | 162 | 265 | 185 | 280 | 231 | 262 | 284 | 75,0 |
| Meyerdamm | | | 119 | 139 | 128 | 114 | 147 | 275 | 267 | 347 | 503 | 81,7 |
| Bassen | 89 | 451 | 549 | 745 | 926 | 1061 | 1167 | 2009 | 1744 | 1815 | 2054 | 66,0 |
| insges. | 248 | | 1771 | 2485 | 2723 | 3303 | 4002 | 6722 | 6532 | 7958 | 11011 | |

| | | |
|-------------------------------------|-------------|--------|
| Einwohner Großgemeinde Oyten | 1978 | 11.011 |
| | 1991 | 12.798 |
| | 2002 | 15.360 |

Gemeindeflächen u. Zahl der Feuerstellen (Wohnungen)

| Ortsteil | Hektar | | | | | | Heimat- vertrieb. |
|------------|--------|------|------|------|------|------|----------------------|
| | | 1780 | 1821 | 1848 | 1950 | 1958 | 1950 |
| Oyten | 1532 | 65 | 63 | 100 | 366 | 523 | 571 |
| Sagehorn | 586 | 21 | 37 | 54 | 149 | 194 | 317 |
| Bockhorst | 430 | 16 | 22 | 28 | 61 | 60 | 113 |
| Schaphusen | 522 | 15 | 24 | 40 | 76 | 84 | 184 |
| Oyterdamm | 308 | | 24 | 24 | 47 | 57 | 89 |
| Meyerdamm | 327 | | 17 | 17 | 38 | 57 | 117 |
| Bassen | 2642 | 75 | 76 | 104 | 256 | 324 | 612 |
| insges. | 6347 | 192 | 263 | 367 | 993 | 1299 | 2003 |

Ausschnitt aus dem ETAT des Gogerichts Achim 1780

| Gemeinde | Schulen | Wohn- Nebengeb. | | Hand- werker | Web- stühle | Hollands |
|------------|--------------------------|-----------------|----------|-----------------|----------------|-------------|
| | | Gebäude | u.Ställe | | | - gänger |
| Oyten | 1 | 31 | 68 | 13 | 25 | 7 |
| Sagehorn | (Adelige Jurisdiktion) | | | | | |
| Bockhorst | | 10 | 24 | 1 | 7 | 3 |
| Schaphusen | | 7 | 15 | 1 | 6 | 3 |
| Bassen | 1 | 48 | 81 | 13 | 30 | 12 |

Besitzklassen um 1800

| | Güter | Meyershöfe | | | Köt- ner | Brink- sitzer | Neu- bauer | An- bauer | Feuerst. 1823 |
|----------------|-------|------------|-----|-----|-------------|------------------|---------------|--------------|------------------|
| | | 3/4 | 1/2 | 1/4 | | | | | |
| Oyten | | 7 | 4 | 4 | 10 | 5 | | 15 | 77 |
| Sagehorn | 1 | | 1 | | 12 | 5 | | 10 | 33 |
| Bockhorst | | | 3 | | 4 | | | 12 | 22 |
| Schaphusen | | | 2 | | 1 | | 2 | 2 | 12 |
| Oyterdamm | | | | | | | 9 | 7 | 16 |
| Meyerdamm | | | | | | | 16 | | 16 |
| Bassen | | 8 | 1 | 1 | 16 | 5 | | 9 | 45 |
| Bass.Ortsteile | | | 1 | | 7 | 5 | 3 | 22 | 40 |

Quellen: 1602 u. 1780 Landschafts-Register, 1821 u. 1848 Flurnamen d. Kr. Verden, 1871 u. 1905 Der Landkreis Verden, 1939, 1950 u. 1960 Nieders. Landesamr, 1970 u. 1978 Heimatbuch Oyten

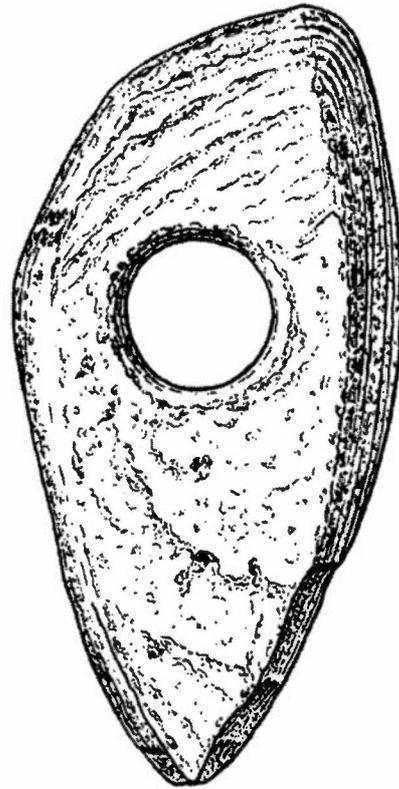
Gaben an die Götter, Hügel für die Toten. Archäologie in Oyten

Archäologische Denkmale können eine Landschaft prägen: Großsteingräber und Grabhügel, Burgen, Schanzen und Wälle geben einer Landschaft ihr Gesicht und bezeugen ihre geschichtliche Tiefe. Was könnte man da in Oyten finden? Im flachen Land zwischen Wümme und Weser beherrschen Industriegebäude und Ackerland die Bildfläche, nach Überresten der Vergangenheit muss man lange suchen. Doch die Altertümer sind vorhanden, oder sie waren es zumindest bis in die jüngste Vergangenheit, bevor sie den Anforderungen der modernen Welt weichen mussten. Begeben wir uns auf Spurensuche, so entdecken wir bald, dass Oyten Zeugnisse aus mehreren tausend Jahren Menschheitsgeschichte aufweist.

Die ersten Menschen in der Gemeinde Oyten

Der Beginn der menschlichen Besiedlung Oytens verliert sich im Dunkel der Geschichte. Wahrscheinlich waren es Jäger und Sammlerinnen der mittleren Steinzeit, die auf der Suche nach günstigen Jagdgründen in die Gegend kamen. Zwischen Oyten und Sagehorn wurden 1980 Feuersteinabschläge, eine Feuersteinklinge und anscheinend auch mehrere Kernsteine (das sind die Reste der Klingengerstellung) ausgegraben. Möglicherweise gehören diese Funde in die mittlere Steinzeit vor mehr als 5000 Jahren.

Und noch ein zweiter Fund weist auf die Anwesenheit von Menschen in dieser Zeit hin: Bei Oyten riss der Pflug eine Steinaxt aus dem Boden, die heute in der Schule Oyten aufbewahrt wird. Eigentlich hatten die Wildbeuter der mittleren Steinzeit noch keine Äxte, aber ihre ackerbautreibenden Nachbarn im südlichen Niedersachsen schon. Daher mag diese Axt als Tauschgabe zwischen Bauern und Jägern ihren Weg nach Oyten gefunden haben - und mit ihr die ersten Nachrichten über die unerhört neue



Vielleicht kam diese Steinaxt als Tauschgabe von jungsteinzeitlichen Bauern zu den mittelsteinzeitlichen Wildbeutern.

bäuerliche Lebensweise mit Feldern, Häusern und Viehherden.

Auch in Bassen gab es Großsteingräber

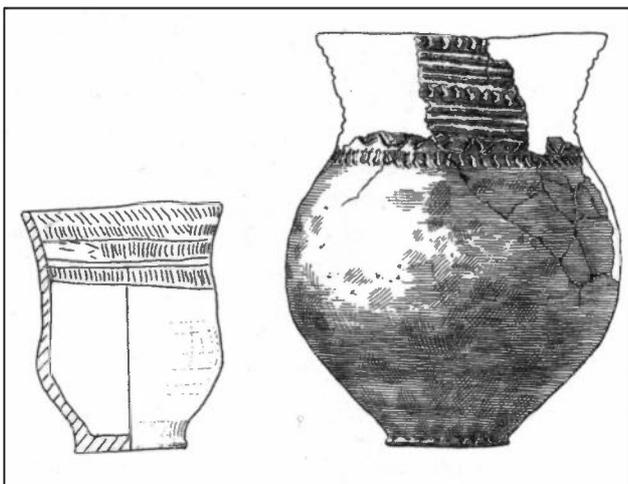
Auch wenn heute nichts mehr darauf hinweist: es gab sie tatsächlich. Bei Bassen erhoben sich zwei Großsteingräber, ganz im Osten der Gemarkung, kurz vor Wümmingen auf der Südseite der Autobahn. Heute sind sie spurlos verschwunden, aber noch in den 1930er Jahren wurde dem Archäologen Ernst Sprockhoff davon berichtet, der den Atlas der Megalithgräber Deutschlands zusammenstellte. Seine Informanten wussten immerhin noch so gut Bescheid, dass sie ihm die genaue Lage beschreiben konnten, auch wenn die Gräber selbst schon lange dem Steinraub zum Opfer gefallen waren. Deswegen wissen wir natürlich nicht, wie

diese Gräber ausgesehen haben, wie groß sie waren und wie viele Tote darin bestattet waren, aber wir wissen, dass solche Gräber von den Menschen der jungsteinzeitlichen Trichterbecherkultur ungefähr ab 3500 v. Chr. errichtet wurden.

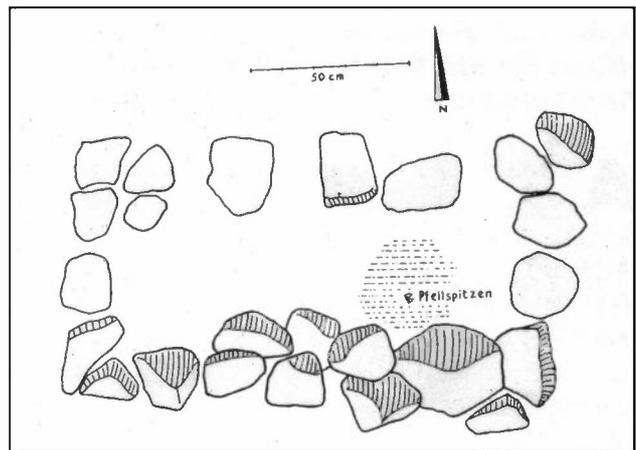
Sie schleppten Findlinge herbei und errichteten daraus die Grabkammern, oft auch noch eine Einfassung für den Erdhügel. In den Grabkammern wurden zahlreiche Tote bestattet, es waren also Gemeinschaftsgräber. Die Menschen, die diese Gräber bauten, waren die ersten Bäuerinnen und Bauern in Oyten. Sie lebten in festen Häusern, ernährten sich vom Ertrag ihrer Felder und hielten Vieh. Wo ihre Häuser allerdings standen, ist nicht bekannt. Die Lebensweise dieser Menschen hat bis in die jüngste Vergangenheit überdauert und unsere Welt bis heute geprägt, erst die moderne Industriegesellschaft hat zu anderen Lebensformen geführt.

Hügel für die Ahnen

Sind die Großsteingräber auch verschwunden, so haben sich doch bis auf den heutigen Tag Hügelgräber erhalten. Am Ende der Jungsteinzeit begannen die Menschen, Hügelgräber zu bauen. In der folgenden Bronzezeit



Becher der Einzelgrabkultur vom Ende der Jungsteinzeit. Sie stammen aus Sagehorn und von der Autobahnmeisterei und waren wahrscheinlich Grabbeigaben



Die Steine umgaben ein bronzezeitliches Grab, vermutlich eines Kindes. Das Kind besaß Pfeil und Bogen, erhalten haben sich die Feuersteinpfeilspitzen.

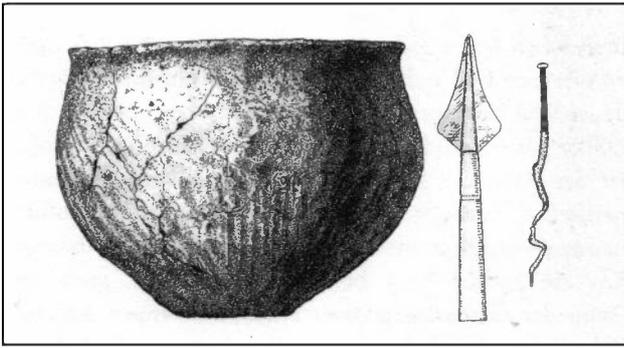
wurden sie dann die allgemein übliche Grabform. In den Hügeln liegen ein oder mehrere Tote, die wohl als Ahnen galten.

Zwischen Oyten und Sagehorn und bei der Autobahnmeisterei wurden verzierte Becher der Einzelgrabkultur vom Ende der Jungsteinzeit gefunden. Wenn man solche Gefäße in mehr oder weniger komplettem Zustand findet, dann stammen sie wahrscheinlich aus zerstörten Gräbern. Dort dienten sie als Grabbeigaben, wahrscheinlich waren Speis' oder Trank darin, die den Verstorbenen im Jenseits versorgen sollten. Diese Grabgefäße sind der letzte Hinweis auf völlig verschwundene Hügelgräber der Jungsteinzeit. Auch in der Nähe der beiden erwähnten Großsteingräber bei Wümmingen lagen Scherben eines solchen Bechers, die womöglich ebenfalls aus einem zerstörten Hügelgrab stammen. So haben wir zwar Hinweise auf die Grabstätten von Menschen am Ende der Jungsteinzeit, ihre Siedlungen sind aber nicht bekannt. Dasselbe gilt für die Bronzezeit und die Eisenzeit.

Ursprünglich waren sehr viel mehr Hügelgräber als heute vorhanden. Von einigen, die inzwischen eingeebnet sind, weiß man immerhin aus alten Karten, wo sie lagen: in den Ackerflächen nördlich von Bassen und bei Nadah. In einem Wäldchen bei Nadah hat sich eine kleine Gruppe von Grabhügeln bis heute erhalten.



So könnte eine jungsteinzeitliche Bäuerin ausgesehen haben.



Eine der frühen Brandbestattungen in Niedersachsen. Die Urne aus Tüchten stammt aus der Bronzezeit und enthielt eine Lanzenspitze und eine Gewandnadel als Beigabe.

Südlich der Autobahn bei den beiden Großsteingräbern kurz vor Wümmingen lag eine weitere Grabhügelgruppe. Zwei Hügel grub der damalige ehrenamtliche Beauftragte für die Denkmalpflege, Dr. Detlef Schünemann aus Verden, in den 1960er Jahren aus, weil das Gelände tiefgepflügt werden sollte. Er fand darin Gräber aus der Bronzezeit. Im Zentrum des einen Hügels war eine rechteckige Steinsetzung, darin lagen zwei Feuersteinpfeilspitzen und einige Feuersteinstücke. Die Knochen hatten sich nicht erhalten, aber das ist in unseren kalkarmen Böden die Regel. Aus der geringen Länge der Steinsetzung schloss Schünemann, dass hier ein Kind bestattet war. Die Pfeilspitzen waren verglüht, d. h. sie waren mit Feuer in Kontakt gekommen, der Leichnam selbst war aber nicht verbrannt.

Im zweiten Hügel lagen zwei Personen. Von ihren Särgen hatten sich große Holzflecken erhalten, neben denen mehrere Steine lagen, die wohl den Sarg umgaben. Die beiden Toten hatten keine Beigaben. Ihre beiden Säрге standen direkt nebeneinander und erweckten damit den Eindruck, als wären sie gleichzeitig bestattet worden. In einer Zeit ohne Antibiotika und moderne Medizin kam es sicherlich öfter vor, dass mehrere Leute oder sogar Angehörige derselben Familie gleichzeitig starben.

Die Toten werden verbrannt

Bei Tüchten wurde ein Urnengrab ausgegraben, in dem neben dem Leichenbrand (der „Asche“ des Toten) eine Lanzenspitze und eine Nadel, beides aus Bronze, als Beigaben lagen. Diese Urne ist etwas Besonderes. Sie ist ein frühes Zeugnis für das Aufkommen der Brandbestattung in der Bronzezeit, eine Bestattungsart, die am Ende der Bronzezeit und in der Eisenzeit dann zur häufigsten wurde.

Häufig setzte man die Urnen in sehr viel älteren Grabhügeln bei, und auch die Umgebung von Großsteingräbern wurde gerne dafür genommen. Das waren die Gräber der Ahnen, und auch nach tausenden von Jahren wussten die Menschen das noch.

So befanden sich mehrere Urnengräber in der Umgebung der Großsteingräber und Grabhügel an der Autobahn bei Wümmingen. 1922 wurde hier ein Grabhügel ausgegraben, der Bestattungen aus der Eisenzeit enthielt: Die Asche der meisten Toten war in Urnen, die von einigen wenigen direkt in der Erde bestattet.

Warum das unterschiedlich gehandhabt wurde, ist nicht bekannt. Einige waren mit ihren Ohrringen bestattet, andere trugen Gürtel mit bronzenen Schließen, und ihre Kleidung wurde von Nadeln mit großen Scheibenköpfen zusammengehalten.

Beim Autobahnbau 1935 kamen hier weitere Gräber ans Tageslicht, so dass ihre Gesamtzahl inzwischen 75 beträgt, aber es verborgen sich sicher noch mehr Gräber in der Erde.

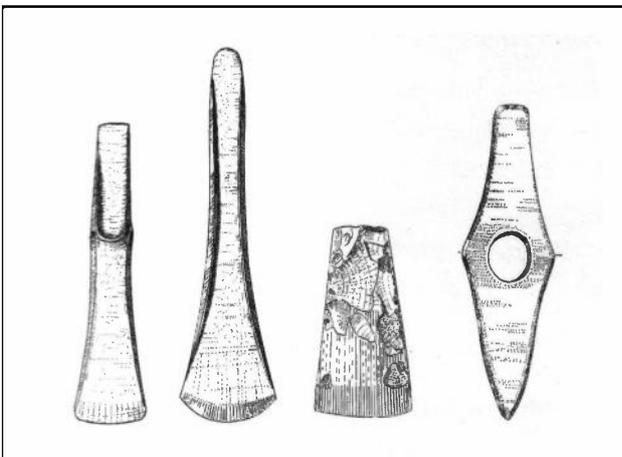
Auch im Ortskern von Oyten wurden eisenzeitliche Urnengräber gefunden. Ein kleiner Urnenfriedhof vom Ende der Bronzezeit wurde am Nordwestrand von Bassen entdeckt, als dort 1979 Drainagerohre verlegt wurden. Zwei Urnen kamen damals ans Licht, vielleicht sind aber noch weitere im Boden verborgen. Sie standen in Steinsetzungen, die die Urnen schützen sollten.

Gaben an die Götter

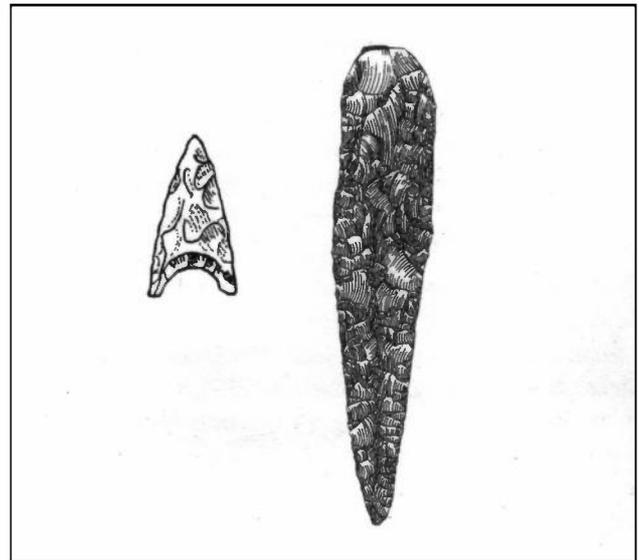
Moore sind unheimliche Orte. Das Irrlicht hat schon so manchen ins Verderben gelockt, denn ist man erst einmal vom Weg abgekommen, versinkt man schnell im unsicheren Boden. Heute sind die meisten Moore längst abgetorft, und deswegen können wir uns kaum noch vorstellen, was sie für die Menschen früherer Zeiten bedeutet haben.

Moore trennten die einzelnen Geestinseln, auf denen allein Menschen leben konnten, und oft waren sie unüberwindbare Hindernisse. Sie trennten die bewohnte von der unbewohnbaren Welt, und an dieser Grenze zwischen den Welten war auch die Grenze zwischen unserer Welt und der Welt der Geister und Ahnen. Deshalb waren Moore geheimnisvolle Orte, an denen man die Nähe der höheren Mächte spürte. Und deswegen legte man hier Opfergaben nieder. Opfer, um die Geister zu besänftigen, um einer Fürbitte Nachdruck zu verleihen oder um zu danken für Erfolg und gute Ernte.

Im Oyter Königsmoor wurde mehr als 500 Jahre lang geopfert. Hier fanden sich Äxte und Beile aus der Jungsteinzeit und aus der Bronzezeit, genauso wie im Achimer Hollenmoor und im Moor bei Bassen. Für wen waren diese Gaben bestimmt? Stets für ein- und denselben Empfänger? Oder waren es verschiedene im Lauf dieser unvorstellbar langen Zeit?



Gaben an die Götter: Axt und Beile aus der Jungsteinzeit und Bronzezeit, die im Oyter Königsmoor geopfert waren.



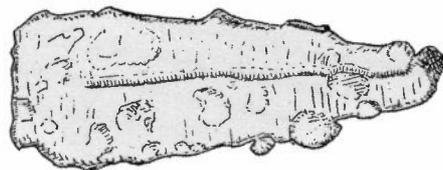
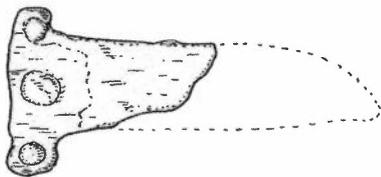
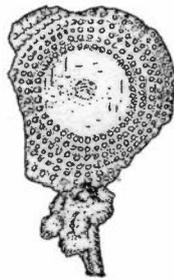
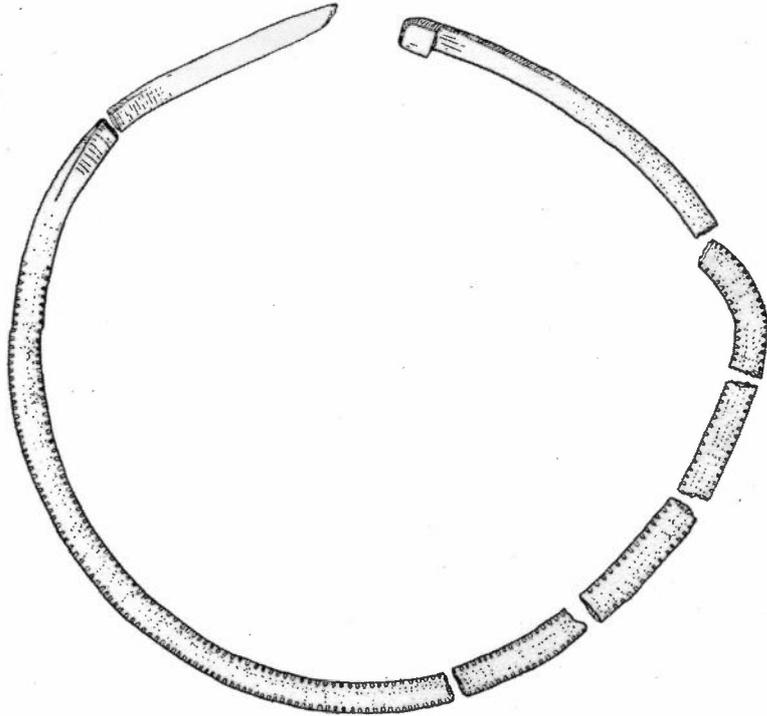
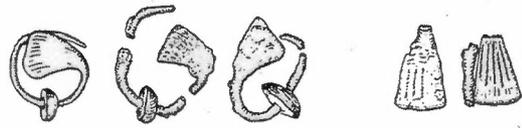
Verloren und nicht wiedergefunden: Dolch und Pfeilspitze, beides aus Feuerstein

Aber es wurden auch ganz andere Dinge geopfert. Im Achimer Hollenmoor hat jemand einen Getreidemahlstein im Moor versenkt. Er lag 1-1,5 m tief im Torf und dürfte daher frühestens aus der Eisenzeit stammen.

Im Bassener Breitenmoor wurde am Übergang von der Stein- zur Bronzezeit ein Dolch aus Feuerstein geopfert. Südwestlich von Oyten, also wahrscheinlich im Oyter Königsmoor, wurden zwei Spinnwirtel gefunden und sicher stammen von dort mehrere unbearbeitete Bernsteinstücke und eine Feuersteinpfeilspitze. Waffen, ein Mahlstein, Spinnwirtel und Bernstein – das alles waren angemessene Gaben.

Wir können uns heute kaum noch vorstellen, welche Bedeutung das Opfer in prähistorischen Religionen hatte. Es regelte die Beziehungen zu den höheren Mächten, wobei die Moorfunde bei Oyten und Bassen den Eindruck machen, als seien sie von Einzelnen aus privaten Anlässen geopfert worden.

In einer Kiesgrube direkt am Rand des Oyter Königsmoores lagen drei jungsteinzeitliche Feuersteinbeile, die offenbar gleichzeitig in die Erde gekommen sind. Vielleicht waren sie ebenfalls Opfergaben, vielleicht hat jemand sie versteckt.



*Eisenzeitlicher Schmuck und Kleidungszubehör (von oben nach unten):
Ohringe, Halsreif, Gewandnadeln, zwei Gürtelhaken.*

Ein Weg durchs Moor

Der Weg durchs Moor war gefährlich, aber an einigen Stellen doch möglich. Hier baute man oft hölzerne Wege. Auch in der Gemarkung Bassen kam ein solcher Bohlenweg ans Licht. Er wurde um 1950 von einem Bauern aus Ueserdicken beim Torfstechen entdeckt. Leider existieren keine Fotos davon, aber es ist von Bohlen und Birkenreisig die Rede. So wissen wir nicht mit letzter Sicherheit, ob es wirklich ein Bohlenweg war, oder ob sich etwas ganz anderes dahinter verbirgt. Eine Nachsuche durch das Landesamt für Denkmalpflege, Hannover, und die Kreisarchäologie Verden im Sommer 1995 führte zu keinem Ergebnis. Wenn es tatsächlich ein Weg war, so bleibt doch unklar, wie der Weg gebaut war, wie lang er war, wohin er führte und vor allem, wie alt er war. In seiner unmittelbaren Nähe lagen zwei Feuersteinbeile als Opfergaben im Moor. War dies vielleicht ein Heiliger Weg, der zu einer Opferstelle führte?

Verloren oder geopfert?

Wer mit offenen Augen spazieren geht, kann mit etwas Glück Steinbeile oder Äxte oder Feuersteinfeilspitzen auf den Äckern finden. Sie liegen nach dem Pflügen offen auf dem Boden, doch auch eine gründliche Nachsuche bringt meistens keine weiteren Altertümer zutage. Wie kommen die Dinge auf den Acker? Üblicherweise werden sie als Verlustfunde interpretiert, also als Dinge, die ihren Besitzern verloren gingen. An mehreren Stellen auf Oyter und Bassener Gemarkung wurden Äxte, Beile und Dolche gefunden, also dieselben Sachen, die auch in den Mooren geopfert wurden.

Sind das tatsächlich alles Werkzeuge, die den Leuten vor ein paar tausend Jahren unbemerkt bei der Arbeit aus der Tasche gefallen sind? Oder sind das wenigstens zum Teil auch Opfergaben, die nicht dem Moor, sondern festem Grund und Boden anvertraut wurden? Kann man bei der Deutung dieser Funde unsicher sein, so sind andere doch eindeutiger: Einzelne gefundene Feuersteinfeilspitzen sind wohl Relikte der

bronzezeitlichen Jagd. Der Jäger verfehlte sein Ziel, hat sicher lange nach seinen Pfeilen gesucht, aber nicht alle wiedergefunden; erst vor ein paar Jahren wurden sie entdeckt.

Und wo haben die Leute gelebt?

Die Siedlungen des prähistorischen Menschen fehlen in der Gegend um Oyten weitgehend. Warum das so ist, kann zur Zeit noch nicht so recht abgeschätzt werden. Beim Bau des Schulzentrums und vor allem der Sportplätze beobachtete der Baggerführer viele Scherben und angeblich auch Feuerstellen, aber niemand hat die Funde aufbewahrt, und vor allem wurde niemand benachrichtigt, der etwas von der Sache versteht. Deswegen kann man natürlich nicht abschätzen, das sich hinter dieser Fundmeldung verbergen mag.

Auf der anderen Seite führen sorgfältige Baustellenbeobachtungen, wie sie die Kreisarchäologie Verden in jüngster Zeit verstärkt durchführt, längst nicht in jedem Fall zum Erfolg. So wurden zahlreiche Baugruben im Neubaugebiet „Mühlengrund“ in Bassen von Mitarbeitern der Kreisarchäologie auf archäologische Funde untersucht – gefunden wurde dabei aber nichts, obwohl der Geestrücken im Moor für eine Ansiedlung geradezu prädestiniert scheint. Dort, wo die Geest zum Oyter Königsmoor abfällt, könnten sich Siedlungen des prähistorischen Menschen im Boden verbergen.

Hier wurden an zwei Stellen Scherben gefunden, die auf Ansiedlungen hindeuten: an der einen Stelle stammen die Scherben wahrscheinlich aus der Eisenzeit, an der anderen aus der Römischen Kaiserzeit vor etwa 2000 Jahren.

Aus derselben Zeit stammt eine weitere Siedlung bei Nadah. Hier hat der Pflug mehrere Kilo Scherben und einen Mahlstein aus der Erde hochgerissen, die dann vom Acker aufgesammelt wurden. Man kann damit rechnen, dass sich hier die Grundrisse von Häusern und Hütten im Boden verbergen.



Die Schanze bei Nadah kontrolliert einen Weg, bevor er übers Moor führt. Ausschnitt aus der Karte des Gohgerichts Achim, Mitte des 18. Jahrhunderts (Original im Staatsarchiv Stade Nr. 40/64, Nachdruck mit Genehmigung vom 18.12.2003).

Dann reißt der Faden der Überlieferung für fast 1000 Jahre ab. Erst aus dem frühen Mittelalter sind wieder Funde bekannt. Im Ortskern von Bassen und in Oyten-Sagehorn wurden Scherben des 9./10. bzw. des 9.-12. Jahrhunderts gefunden, die auf eine Ansiedlung hindeuten. Keramik des 14./16. Jahrhunderts aus Bassen gehört dann schon zu dem Dorf, das heute noch als Bassen besteht.

Eine Schanze aus dem Dreißigjährigen Krieg?

Am Rand des Ottersberger Moores (heute: nördlich der Autobahn) befand sich eine Schanze. Schanzen waren Verteidigungsanlagen des Militärs. Die Anlage im Ottersberger Moor ist nur aus historischen Karten bekannt, im Gelände sieht man heute nichts mehr davon.

In der Kurhannoverschen Landesaufnahme und in der Karte des Gohgerichtes Achim aus dem 18. Jahrhundert ist eine kleine, viereckige Schanze eingetragen und mit der Signatur „Alte Schantze“ versehen. Sie lag am Weg von Nadah nach Ahausen. Weitere archivalische Quellen sind nicht bekannt. Vielleicht stammt die Schanze aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges, aber weil hier keine Ausgrabungen vorgenommen wurden, sind ihr Aussehen und ihr Alter nicht genau bekannt.

Auf Wegen der Neuzeit

Wir sind es gewohnt, auf gut ausgebauten Straßen über Land zu fahren. Vor nicht allzu langer Zeit war das ganz anders: holprige Kopfsteinpflasteralleen verbanden die größeren Orte, auf den Dörfern mussten häufig sandige Wege genügen. In einem Wäldchen bei Großhollen haben sich die

Spuren eines solchen Weges erhalten. Sie bestehen aus drei tief eingeschnittenen Hohlwegen, neben denen sich der aufgeworfene Sand türmt. Woher der Weg kommt und wohin er führt, wird nicht so recht deutlich. Aber es ist sicherlich kein Zufall, dass direkt daneben ein Grabhügel liegt. Einzelne Grabhügel und ganze Grabhügelfelder wurden gerne in der Nähe von Fernwegen angelegt.

Ob religiöse Gründe dabei eine Rolle gespielt haben, wissen wir nicht, aber praktisch war es allemal: In einer Zeit ohne Landkarten und Wegweiser war jede Geländemarke willkommen, die dem Reisenden den Weg wies. Das heißt nun nicht, dass die Wegespuren bei Großhollen bis in die Bronzezeit zurückreichen würden, sondern zeigt nur, dass neuzeitliche Wegeverbindungen oft uralten Pfaden folgen. Noch unsere Landes- und Kreisstraßen folgen oft diesen alten Verbindungen, nur die Autobahn nimmt keine Rücksichten mehr auf die Topographie des Geländes. Wie alt der Weg bei Großhollen ist, ist nicht bekannt, auf der Kurhannoverschen Landesaufnahme aus der Zeit um 1770 ist er nicht verzeichnet, vielleicht weil er damals schon nicht mehr in Gebrauch war.

Zum Schluss

Auch die scheinbare archäologische Steppe Oyten birgt interessante Funde in ihrem Boden. Beim Pflügen, beim Hausbau, beim Kanalbau: es gibt Anlässe genug, die die Funde ans Licht bringen. Trotzdem ist zu konstatieren, dass Oyten nicht zu fundreichsten Gegenden gehört. Vor allem die Siedlungen zu den jungsteinzeitlichen, bronze- und eisenzeitlichen Gräbern fehlen noch. Aufmerksame Spaziergänger mögen am Wegesrand eines frisch gepflügten Ackers auf die eine oder andere vorgeschichtliche Scherbe aus Ton stoßen. Das kann ein wichtiger Hinweis auf eine urgeschichtliche Fundstelle sein und sogar zur Entdeckung bislang unbekannter Denkmale führen.

Deshalb ist jeder, der etwas findet, sei es auf dem Acker, sei es in einer Baugrube, verpflichtet, den Fund der zuständigen Denkmalschutzbehörde zu melden. Hier wird niemandem etwas weggenommen, und jeder darf seine Funde behalten. Aber der Fund gelangt den Fachleuten zur Kenntnis und sie treffen die Entscheidung, wie weiter zu verfahren ist.

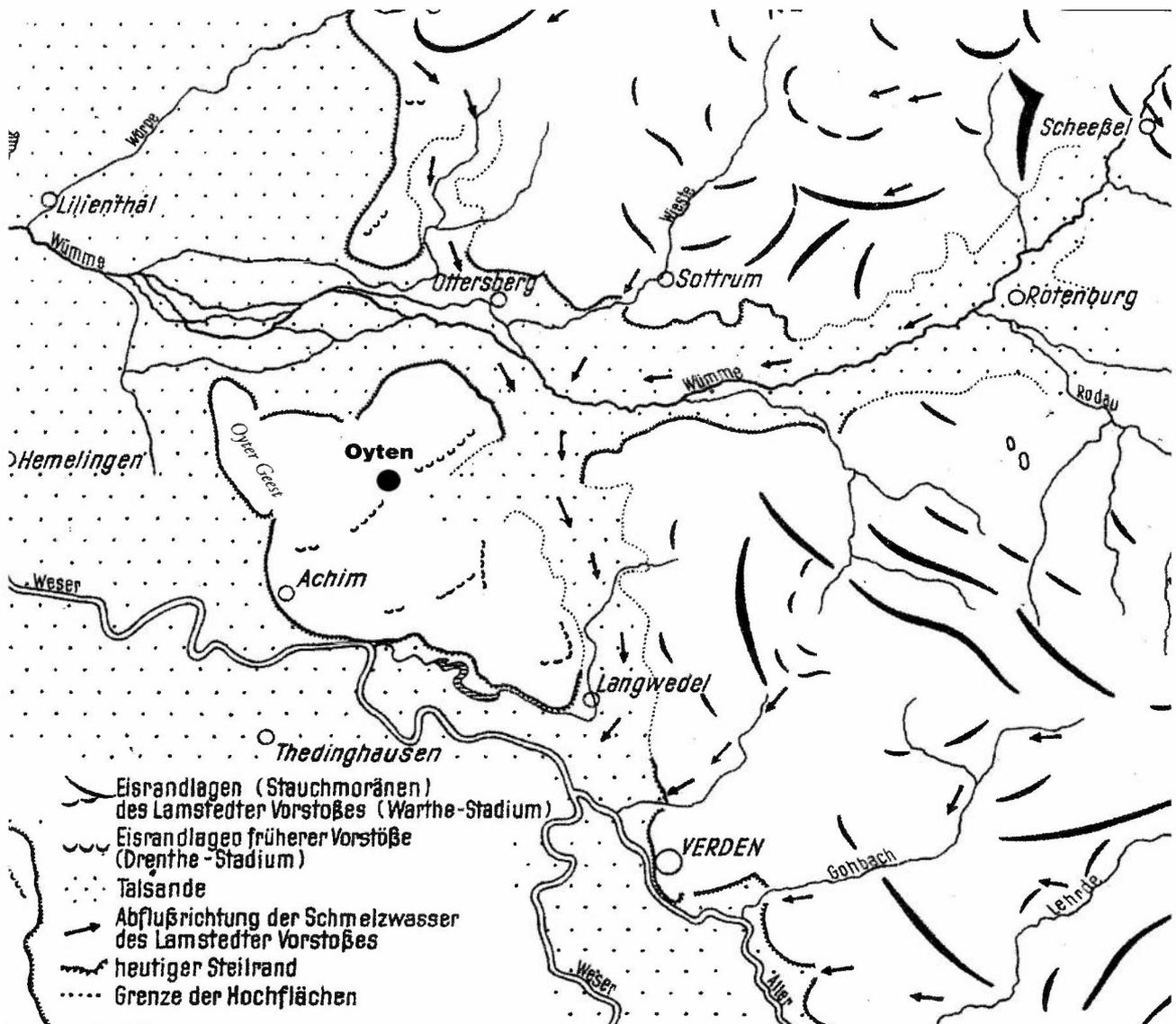
Betrachten wir, was bislang bekannt ist: von der Steinzeit bis ins Mittelalter finden sich Spuren menschlicher Anwesenheit. Doch das bedeutet nicht, dass hier seit mehr als 5000 Jahren dauernd Menschen gelebt hätten. Wir müssen uns vielmehr ein ständiges Kommen und Gehen vorstellen. Die Leute blieben höchstens ein paar hundert Jahre lang an einem Platz, dann zogen sie weiter.

Vielleicht waren die Äcker gründlich ausgelaugt und erschöpft, vielleicht wuchs in erreichbarer Nähe kein brauchbares Bauholz mehr – wir wissen es nicht. Vielleicht verließen sie sogar die Geestinsel völlig, so dass hier möglicherweise jahrhundertlang niemand lebte.

Die Natur holte sich das ehemalige Ackerland zurück, aus Kulturland wurde wieder Wildnis – so lange, bis erneut Menschen kamen und die Wildnis urbar machten. Dieses Muster befolgten die Menschen Jahrtausende lang, erst mit dem Mittelalter entstanden ortsfeste Dörfer, wie wir sie kennen, die seit Jahrhunderten an einem Ort bestehen und dauerhaft bewohnt sind.

Die Entstehung unserer Heimat

von Karl Buse



Die Oytener Geest

Die genauere Kenntnis unseres Gebietes setzt erst in der geologischen Neuzeit, im Diluvium oder auch Eiszeit ein. Die Eiszeit prägte in hohem Maße unserer Heimat ihren Stempel auf. Wie das ganze nordwestdeutsche Tiefland, ist auch Oyten ein Gebilde der Eiszeit. Der Verfasser unseres Heimatgedichtes hat schon recht, wenn er sagt: „Oyten, Dorf am Bergesrande, schaut hinab ins weite Land!“. Dieser herrliche Ausblick in die Moorniederungen wäre uns nicht vergönnt, wenn nicht vor langen Zeiten ungeheure Eismassen hier eine Grundmoräne abgeladen hätten. Diese

Grundmoräne, ein Teil der Achimer Geest, flacht langsam nach Norden ab und geht dann in die breite Wümmeniederung über. Die Bremen-Hamburger Bahn überquert hier ihren moorigen Rand auf festem Damm, der heute als klare Grenzlinie angesehen werden kann. Im Westen stößt die Achimer Geest unmittelbar an das Königsmoor.

Das Aller-Weser-Urstromtal bildet die Südgrenze der Geestinsel, und im Osten fällt sie ab zum Ottersberger Moor. Die Eiszeit wurde ausgelöst durch ein Absinken der Temperatur unter den Jahresdurchschnitt. Die



Sandkuhle in Oyten, Straße "Am Berg", zum Königsmoor - der Oytener Geestrücken

eigentliche Ursache ist wissenschaftlich nicht bekannt. Jedenfalls trat eine starke Vergletscherung weiter Landgebiete ein. Es war eine Naturkatastrophe größten Ausmaßes, die Europa, weite Teile Nord-Amerikas und Nordasiens stark veränderte. Während der Eiszeit flossen in Skandinavien die Gletscher zum alles bedeckenden Inlandeis zusammen, das sich unaufhaltsam vorschob und erst an den Deutschen Mittelgebirgen Halt machte.

Durch die tiefen Temperaturen floss mehr Eis nach und so breitete sich über Jahrtausende eine gewaltige Eisdecke von mehreren hundert Metern Festigkeit über unserem Tiefland aus. Unsere Grundmoräne ist also nichts anderes als eine unvorstellbare Schuttablagerung dieses Gletschermassivs.

Die augenfälligste Erscheinung in unserem Raum ist der Steilrand der Geest zum Königsmoor hin. Bei den Straßen Am Berg und Am Moor sehen wir den Unterschied der hohen Geest zum abfallenden Moor sehr deutlich. Es ist das Bremer Becken, das als Schmelzwasserrinne in das Aller-Weser-Urstromtal mündet.

Der Geestrücken zwischen Fuhrenkamp und Sagehorn war vor 150 Jahren noch mit großen Eichen- und Buchenwäldern bewachsen, die aber Anfang des 20. Jahrhunderts restlos abgeholzt wurden. Wir müssen also zusammenfassend feststellen, dass Oyten durch die umwälzenden Vorgänge der Eiszeit auf eine interessante Vergangenheit zurückblicken kann.

Oyten ist also ein Geschenk der Eiszeit!

Siedlungskunde unserer Gemeinde

von Karl Buse

Siedlungskunde forscht nach den Spuren erster Ansiedlungen unseres Heimatlandes. Im Allgemeinen erstreckt sie ihre Untersuchungen auf größere Lebensräume. Das hat den Vorteil, dass sie bei der Fülle erforschter Tatsachen, die vielerorts ähnliche Merkmale aufweisen, zu relativ sicheren Ergebnissen kommt.

Carl Bassen sagt hierüber: „Die große Bedeutung der Siedlungskunde besteht darin, dass sie uns an die Grundlagen unserer Kultur unmittelbar hinanführt. Sie zeigt, wie unsere Vorfahren seit der Urzeit den Lebensraum, der unsere Heimat ausmacht, durch ihre beharrliche Kulturarbeit allmählich erobert, und wie sie so die Daseinsbedingungen für das jetzige Geschlecht geschaffen haben.“

Als wesentliche Tatsache müssen wir herausstellen, dass unser Dorf Oyten und auch die umliegenden Dörfer ein kleines Stück weiter Kulturlandschaft sind. Die mühevollte Arbeit vieler Geschlechter hat unseren Dörfern der Großgemeinde Oyten sein heutiges Gepräge gegeben. Dass alles werdende einem dauernden Wandel unterliegt, können wir am besten an dem jetzigen Ortsteil Oyten erkennen.

Mit Sicherheit können wir sagen, dass Oyten in früherer Zeit ein grundlegend anderes Gesicht hatte.

Fragen wir nun nach der Entstehung unseres Dorfes, stellen wir sofort eine erhebliche Schwierigkeit fest: Urkundliche Erwähnungen liegen nicht vor, auch aus den Chroniken können wir nicht viel in Erfahrung bringen. Es könnte also die berechtigte Frage kommen: „Wie können wir es überhaupt wagen, eine Siedlungsgeschichte zu schreiben?“

Die Untersuchungen stützen sich auf 4 Punkte:

1. urkundliche Meldungen über Verkoppelung, Weiderechte, Beschaffenheit der Wümmewiesen, Berichte über das Gogericht Achim, u. a.,
2. die Deutung der Flurnamen,
3. Gespräche mit den Altbauern über das Leben auf dem Lande und über die Beschaffenheit des Bodens,
4. eigene kritische Betrachtungen.

Anhand dieser vier Quellen will ich versuchen, schrittweise Schlussfolgerungen zu ziehen, um so ein Bild unserer Dorfvergangenheit zu entwickeln, das zum Mindesten der Wahrheit nahe kommt. Die Herkunft des Namens Oyten wurde schon eingehend beschrieben. Es gehört zu den Praktiken der Siedlungskunde, bei der Forschung nach dem Ursprung des Dorfes zunächst alle Hofstellen, auch die nicht mehr vorhandenen, in einen Siedlungsplan einzuzeichnen.

Was bei dieser Möglichkeit herauskam war verblüffend. Fast alle Höfe (siehe Siedlungsplan) ziehen sich in einem geschwungenen Bogen durch die Ortsmitte. Da nun aber Gehöfte von altersher unverrückbar auf dem selben Platze stehen und den Grundstock einer jeden dörflichen Ansiedlung bilden, vermitteln sie uns ein ziemlich zuverlässiges Bild von der Gestalt des alten Dorfes Oyten.

Wo menschliche Hand schaltet und waltet, da ist Planmäßigkeit und zweckvolle Anlage, bestimmt durch naturgegebene Verhältnisse. Dieser ausgeschwungene Bogen der Hofstellen dürfte das Kernstück unseres Dorfes sein.

Lässt man die Möglichkeit gelten, dass unsere Vorfahren an einem Bach angesiedelt



Besiedlungsplan von Oyten um 1750 von Johannes Grote
 Die Nummern entsprechen den Hausnummern der Höfechronik
 schwarz = Baumänner, Baumannstellen, Bauern
 weiß = Kötner, Köthner, Köter
 schraffiert = Brinksitzer bzw. Zehntscheune (siehe Pfeil)

haben, so kann man ohne Mühe seinen einstigen Lauf heute noch verfolgen. Wir finden diesen Bach, den wir gemäß Überlieferung „Eyter“ nennen, eingezeichnet in den Siedlungsplan. Nach der Lage der einzelnen Höfe zu urteilen, muss man Oyten als Gewanddorf bezeichnen.

Damit dies aber keine bloße Annahme bleibt, wollen wir natürlich alle Beweismöglichkeiten ausschöpfen.

1. Da wäre zunächst zu sagen, dass der Bach nur durch diesen Geländestreifen geflossen sein kann; denn zu beiden Seiten haben wir ansteigende Moränenzüge (siehe westlich der Lindenstraße und östlich der Straße Am Triften).

2. Die wissenschaftliche Fachliteratur weist immer wieder daraufhin, dass die Siedler der Geestdörfer ihre Höfe mit Vorliebe an Bächen angelegt haben. Unsere alten Hofstellen (Bauern und Kötner) schmiegt sich an das kleine Gewässer an, das an dieser Stelle (siehe Karte!) eine Schleife zog.

3. Unsere Altbauern vermerken nachdrücklich, dass in früheren Jahren die Weiden nördlich und südlich der Bundesstraße infolge unzulänglicher Entwässerung häufig überschwemmt waren. Das von den Moränenzügen, der Geest herabfließende Wasser fand früher seinen natürlichen Abzug durch die „Eyter“.

Wäre dieser Bach nicht gewesen, so hätte eine Besiedlung von dieser Stelle aus unmöglich seinen Ausgang nehmen können.

Aber auch in heutiger Zeit kann man zeitweilig der Wassermassen nicht Herr werden und es kommt zu Überschwemmungen.

4. Der Lauf der Eyter ging in Süd-Nord-Richtung, sodass sie mit leichtem Gefälle in das Wümmenetz einmünden konnte.

5. Mit dem nachweislichen Absinken des Wasserspiegels hat der einstige Bach Kümmerformen angenommen. Als sein Überbleibsel kann man den Abzugsgraben („Die kleine Donau“) ansehen, der vom Heimathaus aus in nördlicher Richtung in den Sagehorner Mühlengraben einmündet und so auch heute noch die Verbindung zur Wümme herstellt. Das Heimathaus dürfte somit im Bereich des früheren Baches liegen.

6. Ein letzter überzeugender Beweis ist mit der Tatsache erbracht, dass sich nahe der Erdoberfläche Kiesablagerungen befinden. Aufschüttungen von Kies sind immer ein Merkmal von fließendem Gewässer.

Der Quellverlauf wurde bestimmt durch den heute noch deutlich sichtbaren Geländespalt, der sich in etwa mit dem Mühlenweg deckt (siehe Karte). Es besteht danach die Vermutung, dass dieser Bach durchaus aus dem Fischteich in der Oytermühle entsprungen sein könnte.

Geschichtliche und wirtschaftliche Entwicklung Oyten

Aus der Frühgeschichte unserer Gemeinde gibt es wenig Überlieferungen und noch weniger Urkunden. Hätte nicht Pastor Harms, Seelsorger in Oyten von 1904 – 1914, über das Kirchspiel geschrieben, hätten wir noch weniger von der Geschichte Oyten gewusst.

Spurenfeststellungen einer ausgedehnten Siedlung im Raum Bassen und die beträchtliche Anzahl vorgeschichtlicher Funde aus der Großgemeinde Oyten deuten unzweifelhaft darauf hin, dass die Gegend um Oyten und Bassen seit Jahrtausenden ein bevorzugtes Siedlungsgebiet ist.

Es wird sogar angenommen, dass in unserer Gegend schon vor über 6000 Jahren Menschen lebten. In der Jungsteinzeit zwischen 4000 v. Chr. bis 1500 v. Chr. sind sie jedoch erst sesshaft geworden.

Es dürfte jedoch mehr als wahrscheinlich sein, dass im Zuge der großen Völkerwanderung die aus Holstein kommenden Sachsen bei der Ansiedlung im Weser-Elbe-Raum auch in unserem Dorfe Fuß fassten. Man spricht von der „sächsischen Zeit“ und meint damit die endgültige Besiedlung unseres Raumes durch die sächsischen Vorfäter. Ihr Name ging über auf die Bezeichnung „Land (der) Niedersachsen“. Die in Oyten, Mahndorf, Quelkhorn und Ottersberg gefundenen Urnen entstammen alten Sachsenfriedhöfen.

Als Karl der Große mit seinen Kriegsscharen Niedersachsen überflutete, kam er auch in unsere Gegend. Er nannte damals alles Land beiderseits der Wümme „Womidien“ oder „Wigmodi“. Dieser Name lebt heute noch fort in dem Lehrerverein „Wigmodi“ des Dreiecks Fischerhude – Ottersberg – Oyten.

Karl der Große war es auch, der in Niedersachsen den christlichen Glauben einführte. Er richtete sich bei der kirchlichen Einteilung genau nach der bestehenden Gaeinteilung und setzte an die Spitze eines

jeden Gaus einen weltlichen Herrscher (Gaugraf) und einen kirchlichen Oberherren, den Archidiakonus. Dieses Nebeneinander hielt nicht lange und die Kirche übernahm die Führung. Schon 782 zwang Karl der Große den Sachsen den biblischen Zehnten zum Unterhalt der Kirche auf. Es handelte sich um eine Art Ertragssteuer, die die Bauern an die Gutsbesitzer (Zehnherren) zu entrichten hatten. Diese Steuer hielt viele Jahrhunderte an.

Die ersten genauen, wenn auch spärlichen Nachrichten über das Dorf Oyten stammen aus dem hohen Mittelalter. Alte Bremer Akten erwähnen unseren Ort um 1204 und schreiben ihn „Oita“.

Die Gemeinde Oyten wie auch die umliegenden Gemeinden gehörten zum Gogericht Achim, das wiederum dem Reg. Bez. Stade unterstellt war. Die richterliche Gewalt hatte der Graf von Stade. Die „Ding- oder Thingstätte“ von Achim war auf einem Hügel auf der „Lindenwurth“.

Hier fanden nach altem germanischem Brauch auch die Volks- und Gerichtsversammlungen statt. Das Gogericht entwickelte sich bald vom allgemeinen Volksgericht zum Bauerngericht.

Das Gogericht Achim, dessen Namen erst im späten Mittelalter genannt wird, umfasste die alten Kirchspiele Achim (auch Oyten und die umliegenden Gemeinden), Daverden und Arbergen. Die Silbe Go kommt von dem lateinischen Wort „pagus“ und bedeutet soviel wie ein besiegeltes, natürlich begrenztes Landgebiet.

Bevor eine feste Bauweise der Häuser aufkam muss es auch in Oyten und Embsen Erdhütten gegeben haben. In alten Akten aus dem Kirchenarchiv Achim vor 1800 ist die Rede von Erdbewohnern „Im Forth“ in Oyten (Kloppenburger Straße) und in Embser Vie.

Um 1535 fand durch den Verdener Bischof die erste Verordnung über die Einschränkung der Gewerbefreiheit auf dem Lande statt. Um 1550 hielt die Reformation in unserer Heimat ihren Einzug. Kurz danach beginnt der erste protestantische Geistliche Johann Meyer aus Minden sein Wirken in Achim. 1625 führte Tilly den katholischen Gottesdienst wieder ein, der 1631 von den Schweden wieder beseitigt wurde.

Bassen muss früh eine eigene Kapelle gehabt haben. Sie wurde schon 1602 wieder abgerissen. Die Steine wurden zur Ausbesserung der Achimer Kirche verwandt. Der Bassener Glockenturm soll wahrscheinlich um 1648, also Ende des Dreißigjährigen Krieges, errichtet worden sein.

Vor dem alten Schulhause (jetziges Gemeindehaus) erhob sich der wuchtige Bau eines hölzernen Glockenturms, der die alte Betglocke des Dorfes trug. Die klobigen Balken des Glockenturmes stammten von

alten Eichen, die vor Jahrhunderten auf dem Heinsberger Hof standen. Dessen damaliger Besitzer stellte sie für diesen Zweck zur Verfügung.

Erst im 17. Jahrhundert gab es die ersten Informationen über wirtschaftliche Verhältnisse in unserer Gemeinde. Unsere Vorfahren waren fast ausnahmslos Ackerbauern und Viehzüchter. Dies ergab schon die Bodenbeschaffenheit unseres Heimatbodens und mit diesem fühlten sie sich tief verbunden. Die Bearbeitung des Bodens und die Liebe zum Vieh waren ihre Existenz und ihre Zukunft. Alle lebten in oder von der Landwirtschaft.

Auch die paar Handwerker in der Gemeinde waren Selbstversorger und hatten das nötige Vieh und Gartenland, also Fleisch und Gemüse. Nach einer Aufstellung von 1697 bestand das Geldeinkommen der Einwohner der Dörfer Oyten, Bassen, Schaphusen und Bockhorst fast nur aus Einnahmen von Roggen, Schafen und Hühnern.



Kapellenberg in Oyten. Darstellung aus dem 18. Jahrhundert

Vor einigen Jahrhunderten mussten die Gemeinden selbst dafür sorgen, dass die Wege überhaupt befahrbar waren. So schlossen sich denn mehrere Gemeinden zusammen, die gemeinsam die Herstellungs- und Instandhaltungskosten der Wege auf sich nahmen. Hierfür erhielten sie dann besondere Rechte.

Das hiervon berichtende Schriftstück hat folgenden Wortlaut:

Kontrakt über die Herstellung eines Weges zwischen Oyten und dem Hollerlande. 6. Juli, 1690.

Die Einwohner von Oyten , Bassen, Bockhorst, Sagehorn, Schaphusen, Hoffstall, Brammer, Bollen, Heinsberg und Kalshop, welche die Herstellung und Instandhaltung einer Strecke von 100 Ruten auf sich genommen, haben freie Überfahrt. Tüchten erhält am 14. September 1696 dieselbe Freiheit.

Anfang des 18. Jahrhunderts kam die Ödlandkultivierung in unserer Gegend nur schleppend voran. Dieses beweist uns ein Holzungsprotokoll vom 02. Oktober 1714:

Es soll darauf gehalten werden, dass ferner nicht mehr unerlaubterweise Land hinzugepflügt wird. Die Bockhorster sollen das Neugepflügte (je 1 Himpten=Einfall=1/3 Morgen) wieder unbesät liegen lassen.

Vom 30-jährigen Krieg blieben auch die Höfe und Häuser unserer Gemeinden nicht verschont, überall wurde gewütet. Es erfolgte die zeitweilige Besetzung durch die katholischen Truppen mit Tilly an der Spitze. Dann lösten die Schweden durch ihren Einzug die katholischen Truppen ab und schließlich rückte der kaiserliche General Gallas in unser Gebiet ein. Sie sind wahrscheinlich verantwortlich zu machen für die Mordbrennereien und Plünderungen in unseren Ortschaften. Über diese Grausamkeiten klagt der Erzbischof in einem Brief an den Kaiser:



Bremen-Hamburger Chaussee in Richtung Bremen



oben: Oytener Trachtenhaube,
links:
von Frau Henny Mindermann getragen

"... adlige Wohnungen und Häuser wurden in Brand gesteckt, und welches das Ärgste, wenn die Unterthanen, so sich in den Morästen und Wäldern verstecket, das Feuer zu löschen herbeigelaufen, wie die Hunde niedergeschossen, tödlich, sonst verwundet, Manns = u. Weibspersonen wie auch Kinder in Backofen versperrt, theils in Rauch aufgehängt, vielen die Waden auf, ja etlichen die Riemen aus dem Leibe geschnitten ...".

Am Ende des 30-jährigen Krieges wurde unsere Heimat doch wieder schwedisch. Nach dem 30-jährigen Krieg waren in Oytten von 15 Bauernhöfen und 11 Köthern noch 11 Bauernhöfe und 3 ganze Köthereien übrig geblieben. Bassen war noch schwerer in Mitleidenschaft gezogen worden. Es waren gerade noch 3 Bauern und 5 Köthner von vorher 12 Bauern, 10 Köthern und 4 Brinksitzern vorhanden.

Durch die Schrecken des Krieges war das religiöse Leben fast ganz verschwunden.

Indessen verstanden es fromme schwedische Prediger, unsere Einwohner für den christlichen Glauben wiederzugewinnen. So kam es, dass in der Zeit der Schwedenherrschaft im Jahre 1712 auf dem leicht erhöhten Platz vor der alten Schule eine Kapelle gebaut wurde. Über ihre äußere Gestalt wissen wir nichts zu berichten, da sie im Jahre 1786 einem großen Brand zum Opfer fiel. Mehrere benachbarte Häuser wurden ebenfalls ein Raub der Flammen.

Die Kapelle wurde nicht wieder aufgebaut, aber an derselben Stelle errichtete man bald darauf einen Glockenturm. Das Geläut der Glocke rief die Leute dreimal am Tage zum Gebet und an Sonntagen zum Kirchengang nach Achim. Der Platz vor der alten Schule trägt noch heute den bezeichnenden Namen "Kapellenberg". Von einem alten Einwohner unseres Dorfes, Hinrich Jäger, erfuhren wir, dass das mittelalterlich anmutende Bauwerk um 1870 abgebrochen wurde.

Kühlken stellte in seinem Buche: „Zwischen Mittelweser und Niederelbe“ fest, dass unser Geestrücken vor 350 Jahren noch viel Wald aufzuweisen hatte, in dem Eiche und Buche vorherrschten. Dies kann mit Sicherheit bestätigt werden, denn eine topografische Landesaufnahme von 1764 liefert hierfür einen sprechenden Beweis. Noch zu dieser Zeit zog sich am westlichen Geestrand ein langer Streifen Laubwald hin. An dieser



Vater und Sohn Vogelsang, Schuster an der Hauptstraße bis 1985

Gemeinheit hatten die Bauern gleiches Nutzungsrecht.

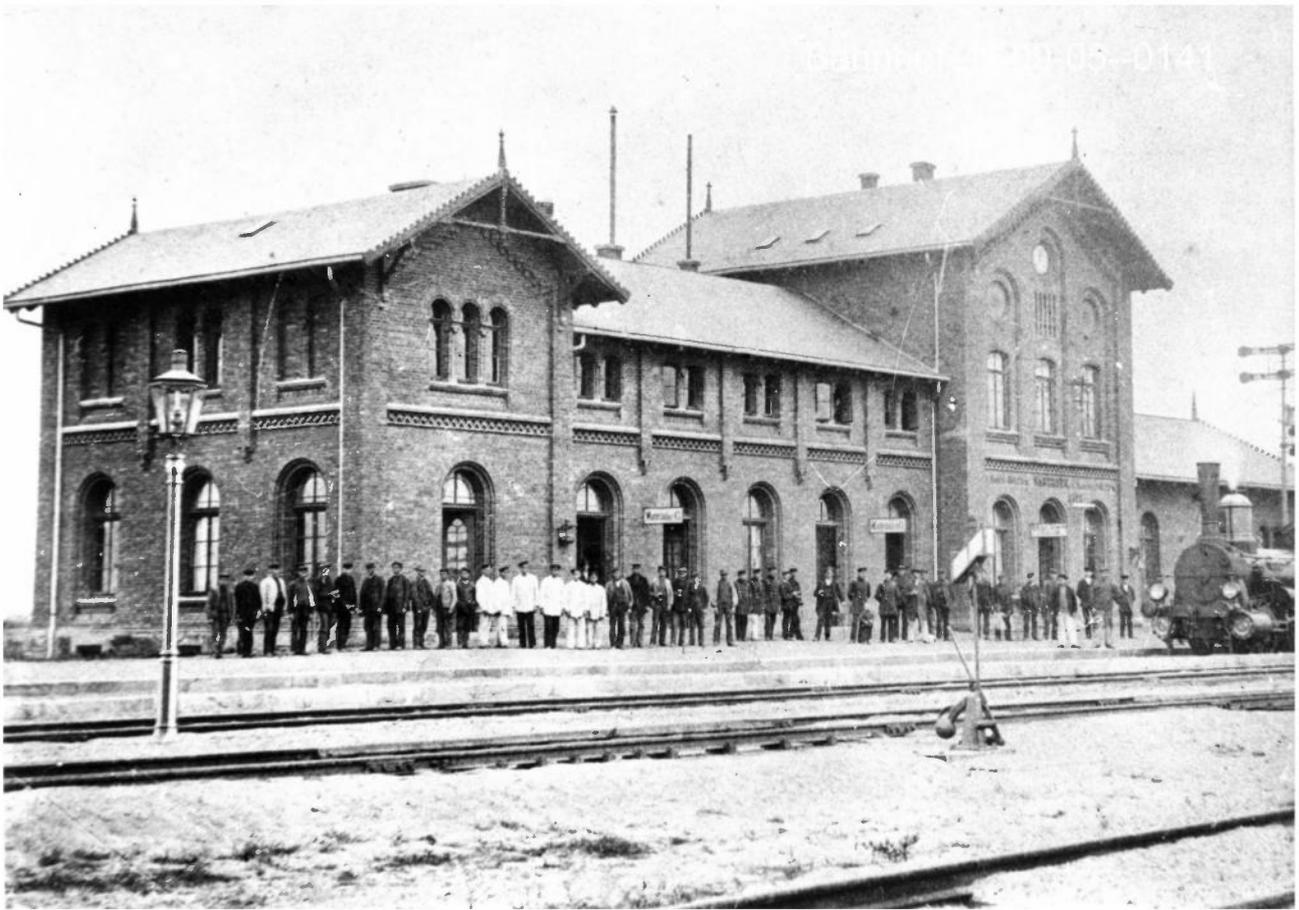
Dass sie es mit der Pflege und Erhaltung des Holzbestandes genau nahmen, zeigt ein Protokoll aus dem Jahre 1699. Darin war bestimmt, dass jeder Holzgenosse jährlich 10 Hestern (von hes = Busch) pflanzen und grün halten müsse bei Strafe einer halben Tonne Bier, halb dem Holzgräfen, halb den Holzungsleuten. Ferner soll bei jedem Dorfe (Eyten, Sao'ern = Sagehorn, Buchhorst, Schafhausen und Bahsumb = Bassen) eine „Eckernwort“ (Eichenhain) angelegt werden.“

Eine letzte Erinnerung hieran sind im Ortsteil Oyten der kleine Eichenhain an der alten Achimer Straße, die hochaufragenden Baumriesen an den Kirchwegen und die Eichenreihen beim Feuerwehrhaus, bei Meyer Am Triften, bei Ellmers in der Nachtigallstraße und in der Dorfstraße bei Blohme. In den anderen Ortsteilen,

besonders in Bassen, sind noch mehrere solcher Eichenbestände vorhanden.

Da die Felder nur kärgliche Erträge lieferten, suchten die Einwohner nach anderen Verdienstmöglichkeiten, z.B. die Bienenzucht. Größere Heideflächen waren hierfür vorhanden. Diese konnte jedoch nur in begrenztem Maße durchgeführt werden, da sie einer Verordnung unterlag. Für den Torf bestand bereits eine gute Absatzmöglichkeit nach Bremen.

Um 1700 wurden alle Fragen, die mit der Nutzung der Gemeinheiten zusammenhingen, auf der Gemeindeversammlung, dem Bauernmahl, verhandelt. Bis zur Änderung des Wahlrechts waren die Stimmen unter den Gemeindegliedern unterschiedlich verteilt. Ein Bauer hatte 10 Stimmen und mehr, der Kötner 2-4 Stimmen und der Häusling musste sich gar mit 1/12 Stimmen zufrieden geben.



Der Sagehorner Bahnhof um 1900

Seit Mitte des 18. Jahrhunderts bemühte man sich, die Gemeinheiten aufzuteilen. Zum Teil durch Verkauf der Gemeinheiten wurden in Oyten um 1800 die ersten Anbauerstellen mit Meierrecht gegründet. Man brauchte dafür nur 3 Morgen unkultiviertes Land.

Im Hannoverland gab es 1750 eine „Brand-Assekuration-Societät“, heute Feuerversicherung. Da die Brandkasse bei den Nachnamen die verschiedenen Meiers, Mindermanns oder Fehsenfelds nicht mehr unterscheiden konnte, führte sie um 1850 die Hausnummern ein. Sie waren nach genauen Gesichtspunkten geordnet. In Oyten hatte die Schule die Hausnummer 1, die Bauern die Nummern 2 - 16, die Kötner die Hausnummern 17 - 27 und danach kamen die Anbauern. Die Häuslinge, deren Häuser im Besitztum der Bauern waren, erhielten einen Buchstaben zu der Hausnummer, z.B. 2 a oder 4 b.

Die Handwerker wurden als Anbauern geführt. Die politischen Gemeinden übernahmen dann diese Hausnummern fast ausnahmslos und hatten noch bis 1962 in der damaligen Form ihre Gültigkeit.

Vor Beginn der Reichsmark gab es noch bis ins 19. Jahrhundert den Reichstaler. Es wird in alten Dokumenten und Verträgen nur von diesen Geldwerten gesprochen. Den Wert dieser Geldscheine und Münzen um 1800 möchte ich der Vollständigkeit halber aufzeigen:

| | | |
|---------------------|---|--------------|
| 1 Reichstaler | | |
| = 24 Groschen (gr) | = | 288 Pfennige |
| = 36 Mariengroschen | = | 288 Pfennige |
| = 48 Schillinge | = | 288 Pfennige |

Gewicht:

| | | |
|-----------------------|---|---------|
| 1 hannoversches Pfund | | |
| = 467,7 Gramm | = | 32 Lot. |

Erst durch das Verkoppelungsgesetz wurden die Landwirte von einer 1000-jährigen Last befreit. Es heißt heute auch die Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert. Sie begann im Landkreis Verden im Jahre 1827. Jetzt erst setzte eine neuzeitliche Entwicklung auf breiter Basis ein.

Die Zusammenlegung von Dörfern (heute Flurbereinigung genannt) führte zu vielschichtigen Veränderungen in den Dörfern. Die Gemeinheiten gehörten vorher den Bauern gemeinsam, nun ging das Land in Privatbewirtschaftung über.

In einer Festschrift zur 50-jährigen Jubelfeier des Provinzial-Landwirtschafts-Vereines zu Bremervörde steht zu lesen, dass Anfang des 19. Jahrhunderts in der Gemarkung Oyten auf einer Fläche von 12 Morgen Mergelgruben gewesen sein sollen. Wo sie waren, ist daraus nicht zu ersehen.

Der Bau der Bremen-Harburger-Chaussee im Jahre 1806 durch Napoleon brachte für die Einwohner der Gemeinde Oyten einen bedeutsamen wirtschaftlichen Aufschwung. Vorher musste man den beschwerlichen und weiten Umweg über Achim und Uphusen nach Bremen mit dem Pferdefuhrwerk machen. Diese Straße brachte für die umliegenden Gemeinden nicht nur einen wirtschaftlichen Aufschwung sondern auch viele gute Arbeitsplätze in der nahen Großstadt Bremen.

In Bassen gab es zu Anfang des 19. Jahrhunderts zwei Großbrände. Der erste Brand brach am Nachmittag des 18. Juli 1804 aus, als die meisten Bewohner mit der Kornernte beschäftigt waren. Durch einen Westwind begünstigt brannten 25 Gebäude ab. Das zweite Großfeuer entstand am Morgen des 9. Mai 1825 in der Scheuer eines Chausseearbeiters wahrscheinlich durch „Bosheit schlechter Menschen“, wie es im „Bremischen Unterhaltungsblatt“ hieß.



Gasthof "Zum alten Krug" um 1920

Bei trockener Witterung und „dem augenblicklichen Mangel an Löscheräthschaften“ fielen 13 Gebäude den Flammen zum Opfer. Zum Andenken an diese denkwürdigen Brände findet jedes Jahr ein Gedenkgottesdienst am Jacobitag im Bassener Gemeindehaus statt.

Seit dem Kriege 1870/71 erlebte Oyten eine starke Entwicklung. Die Zahl der Anbauern nahm ständig zu. Das spiegelt sich auch im erheblichen Anwachsen der Einwohnerzahl wider.

Ob es eine einheitliche Tracht in unserer Gegend gegeben hat ist nicht mehr festzustellen. Wenn es eine solche gegeben haben sollte, würde sie wahrscheinlich nur eine einfache und der Sottrumer Tracht sehr ähnlich sein. Häubchen als Kopfschmuck gab es noch einige in den alten Häusern unserer Gemeinde. Sie wurden größtenteils dem Heimatverein zur Aufbewahrung überlassen.

„Nach der Gründung des Zollvereins bildete Bremen einen Freihandelsbezirk. Im damals hannoverschen, ab 1864 preußischen Oyten regten sich die Leute. Sie bekamen die große Gelegenheit, in der nahen Großstadt billig einzukaufen. Auf legalem Wege konnten sie die Ware nicht nach Hause bringen, da viele Kontrollstellen errichtet waren. Die Einwohner ließen sich auf einen lebhaften Schmuggel ein, über den alte Leute Unwahrscheinliches zu berichten wissen. Da Kleinigkeiten wie Tabak und Petroleum zollfrei waren, kam man auf folgenden Einfall:

„Hundert Kinder gingen über die Grenze und holten Kleinigkeiten. Es durfte aber aus einem Hause nur ein Kind etwas holen, doch waren die Kinder schon so pfiffig, dass sie den Beamten, wenn sie mit mehreren aus einem Hause waren, ganz andere Namen angaben“. Johann Christopher Bollmann aus Oyterdamm erzählt hierüber:

„Der 15. Oktober 1888 wird für viele ein denkwürdiger Tag bleiben, denn an diesem Tage sind die freien Hansestädte Hamburg und Bremen in den Zollverein getreten.

Zuvor waren die Einwohner dieser beiden Städte von jeglichem Zoll frei, was aber über die Grenze kam, das musste verzollt werden. Erhoben wurde für ein Pfund (500 gr) Caffee 20 Pfennige, 1 Pfund Zucker 15 Pfennige, 1 Pfund Tabak 45 Pfennige, für 200 Pfund Weizen und Roggen 5 Mark. Anderes Getreide: Gerste, Mais, Hafer usw. kosteten viel weniger Zoll.

Die Grenzen waren stark mit preußischen Grenzbeamten besetzt, und wer über die Grenze kam, wurde von letzteren streng revidiert. Aber trotzdem wurde noch oft geschmuggelt. Wer dabei ertappt wurde, der musste viel Geld als Strafe bezahlen, und wer schon einige Male solche Strafe bezahlt hatte, der musste Gefängnisstrafe leiden.

Es waren an der Grenze Bremens in den angrenzenden Orten 400 Grenzbeamte angestellt. Diese Beamten hatten größtenteils als Unteroffiziere beim Regiment gedient.“

Bis 1900 gaben in unserer Gemeinde vier Bauern ihre Höfe auf, die 11 Kötnerstellen waren noch alle vorhanden. Die Zahl der Anbauern wuchs durch Ankauf von Ländereien um ein Beträchtliches. Auf dem Ackerland gab es schon seit langem die Dreifelderwirtschaft mit Kartoffeln und Rüben, Roggen, Hafer. Vereinzelt wurde auch Flachs und Buchweizen angebaut. Die Menschen waren alle Selbstversorger. Jede Familie hatte Kühe für die Milchgewinnung und Schweine zur Fleischerzeugung, Getreide in Form von Mehl zum Backen, Gartenland zum Anbau von Gemüse und Torf zum Heizen.

Erst Ende des 19. Jahrhunderts gab es den ersten „Tante Emma Laden“ in Oyten, den Gemischtwarenladen von Julius Deichmann. Außerdem verwaltete er auch die Poststelle in Oyten. Im Laden wurden nur die Artikel gekauft, die man zu Hause nicht hatte, wie Zucker, Salz, Gewürze oder Petroleum. Früher musste man dafür, sofern kein Pferdefuhrwerk vorhanden war, den weiten und beschwerlichen Fußweg nach Achim in Kauf nehmen. In dieser Zeit prägte die Landwirtschaft noch ausnahmslos das Bild



*Die Hauptstraße durch Oyten bei der heutigen Volksbank um 1900,
rechts Bäcker Schmidt, vgl. Hs. Nr. 90*

der Gemeinde Oyten, alles lebte noch in und von der Landwirtschaft. Hundert Jahre später, im Jahre 2000, hat sich die Struktur unserer Gemeinde vollkommen verändert, die Gemeinde Oyten ist durch ihre Industrieansiedlung und durch die Erschließung neuer Siedlungsgebiete zu einer fortschrittlichen, modernen Gemeinde geworden.

Neben den Landwirten gab es zum Teil bis 1900 in unserer Gemeinde auch andere Berufe, besonders handwerkliche, die sich sauer ihr Geld verdienen mussten. Einige Berufe gibt es heute noch, andere sind schon seit langem ausgestorben. Folgende alte Berufe seien hier genannt:

Schäfer, Leinweber, Spulenmacher, Wollkämmer, Grützmacher (Grützmüller), Hausschlachter, Hausschneider, Hausschuster, Holzschuhmacher, Strohdachdecker, Sattler, Hollandgänger, Imker, Besenbinder, Hausbäcker, Böttcher, Postbote, Seiler, Tuchmacher, Klempner, Nachtwächter, Maurer, Tischler, Zimmermann, Maler, Hufschmied, Besenbinder, Stellmacher, Hebamme, Zöllner u. a. mehr.

Auf Initiative des Landkreises Verden wurden im Jahre 1963 die einzelnen Gemeinden Oyten, Oyterdamm, Meyerdamm, Sagehorn und Bockhorst zu einer Einheitsgemeinde Oyten zusammengeschlossen. Konkreter Anlass für diesen Zusammenschluss war der Neubau einer Volksschule für die Dörfer Sagehorn, Bockhorst und Meyerdamm. 1968 wurde dann die Gemeinde Schaphusen und im Jahre

1972 auch die Gemeinde Bassen eingliedert. Da das alte Rathaus 1985 im Zuge der Neutrassierung der B 75 abgerissen werden musste, wurde etwas weiter auf dem von Johann Heins erworbenen Grundstück ein neues Rathaus gebaut.

Die Eisenbahnlinie Bremen – Hamburg, die durch Sagehorn führt, brachte nicht nur den Ausflugsverkehr von Bremen in unsere früheren Gemeinden, sondern sorgte auch für eine Verbesserung der Arbeitsbedingungen und für mehr Arbeitsplätze. Der Bau der Autobahn Bremen- Hamburg 1936 sorgte für eine kolossale Verkehrsentslastung unseres Ortes und für eine gute Verkehrsanbindung nach außen.

M.E. hat sich innerhalb unserer Gemeinde das Dorfbild grundlegend verändert. Oytten hat bedauerlicher Weise seinen alten Dorfmittelpunkt verloren.

Das dörfliche Geschehen spielte sich früher um den damaligen Kapellenberg mit der alten Schule, der Kirche, dem Schulplatz und dem Dorfkrug ab.

Durch die Neutrassierung der B 75 im Jahre 1985 und andere Veränderungen haben wir diesen Mittelpunkt verloren und müssen nach einem neuen suchen. In Bassen sehe ich es ebenso. Hier könnte aber schon bald ein neuer im Bereich von „Blocks Huus“ entstehen. Einen Mittelpunkt kann man nicht bestimmen, er muss mit der Zeit zu einem Herzstück zusammenwachsen. Den kulturellen Mittelpunkt sehe ich jetzt schon am schönen Rathaussee mit dem Rathaus und dem Heimathaus.

Entwicklung der Landwirtschaft in unserem Raum

Seit der Jungsteinzeit, die den Ackerbau, die Viehzucht und die ersten Dauersiedlungen brachte, ist die Lebensgrundlage der Bevölkerung die Landwirtschaft gewesen. Die auf Selbstversorgung ausgerichtete Landwirtschaft stellte an den zu nutzenden Raum fünf Wirtschafts- und Siedlungsbedingungen. Es mussten vorhanden sein:

1. eine Nährfläche, d. h. ein lehmiger bis anlehmiger Boden für die Brotgetreideerzeugung,
2. Wasser für Mensch und Tier,
3. ein trockener Baugrund für das Haus,
4. Grünland für die Winterfuttermittellieferung (Heugewinnung) und hofnahe Nachtweiden (Wisshöfe),
5. Sommerweideflächen für Rinder, Schafe, Schweine (anfangs Waldweide, die vielfach zu Heide- und Bruchfläche wurde).

Die ersten Dauersiedlungen, seien es nun Einzelhöfe oder kleine Dörfer, finden sich dort, wo diese Wirtschaftsbedingungen in idealer Weise erfüllt waren. In Oyten an dem kleinen Bach „der Eyter“ oder auch in Bassen am jetzigen Mühlengraben waren diese Voraussetzungen erfüllt. Vor den Gemeinheitsteilungen und Verkoppelungen bestand dieses Bild von der Kultur- und Wirtschaftslandschaft aus den Elementen Dorf, Feldmark und Gemeinheit.

Das Leben in den Ortsteilen der Gemeinde Oyten wurde von jeher von der Landwirtschaft geprägt. Alle Einwohner lebten ausnahmslos in oder von der Landwirtschaft. Auch wenn bei uns die Einstufung der Bauern in bestimmte Klassen erst im Laufe des 15. und 16. Jahrhunderts erfolgte, so spiegelt sich doch weitgehend die ältere Siedlungsgeschichte wieder. Bauleute und Kötner gab es schon um diese Zeit,



Von Landwirtschaft geprägt - Häuslingshaus in Oyten um 1900

während die Bezeichnung „Brinksitzer“ im 18. Jahrhundert und „Anbauer“ um 1800 auftauchte. Die Bauern waren noch unterteilt in $\frac{3}{4}$ und $\frac{1}{2}$ Meierhöfe. In Sagehorn gab es im 18. Jahrhundert das Gut derer von Clüver. Die Größe der Höfe war in den einzelnen Ortsteilen unterschiedlich. In Oyten hatten die Bauern ca. 200 Morgen (1 ha = 4 Morgen) und die Kötner 80 Morgen Land. Die Bauern besaßen neben ihren Privatflächen noch einen großen Anteil in der Gemeinheit. Es waren Weiden, die gemeinsam von ihnen bewirtschaftet und unterhalten wurden. Die mitarbeitenden Familien auf den Höfen, größtenteils auf den Bauernhöfen, nannte man Häuslinge. Es waren oft Söhne, selten Töchter, die mit ihrer Familie auf der Baumannstelle blieben. Denn überwiegend bekam der älteste Sohn als Erbe den Hof. Neben den Häuslingen wurden auch Knechte und Mägde angestellt.

Die Anbauern lebten oft sehr ärmlich und versuchten durch handwerkliche Tätigkeiten oder auch durch eine Beschäftigung in der reichen Marsch etwas dazuzuverdienen. So kam es nicht selten vor, dass sie für einen ordentlichen Lohn in der Heuernte Arbeit annahmen. Hermann Wülbers-Mindermann aus Bassen kann sich noch daran erinnern, dass seine Vorfahren nach „güntsiel“, also zur anderen Seite der Weser in die Marsch nach Thedinghausen gefahren sind. Mit zwei Kühen, einem Leiterwagen und Proviant mussten sie den langen Weg über Verden in Kauf nehmen. Vom Mähen mit der Sense, dem Bearbeiten des Heus bis zur vollständigen Trocknung fiel so mancher Schweißtropfen. Die Kühe lieferten die Milch und ansonsten verpflegte man sich selbst.

Die damalige Gemeinde Oyten bestand um 1700 größtenteils aus Heideflächen und unkultiviertem Land. Deshalb gab es hier um 1780 eine ausgiebige Schafhaltung mit 1703 Schafen. Der Plaggenaushub (Grassoden) wurde als Einstreu für die Pferde genommen. Das gesamte Geestgebiet von Sagehorn bis Embesen (Fuhrenkamp) bestand aus Buchen- und Eichenwald, wogegen das Wümmegebiet und zum Teil das Moor natürliches Grünland war.

Im Moor gab es jedoch noch viele unkultivierte Flächen. Während der Wald nach und nach gerodet und in wertvolles Ackerland verwandelt wurde, entstanden durch die Urbarmachung des Moores nutzbare Wiesen und Weiden.

Unsere Bauern und Kötner waren keine freien Eigentümer ihres Grund und Bodens, sondern saßen zu Meierrecht auf ihren Höfen. Für die Nutzung ihrer Wiesen und Felder mussten sie an ihren Lehnsherren oder Grundherren jährliche Abgaben leisten, den „Zehnten“.

Grundherren waren in Oyten neben den jeweiligen Landesherren noch andere Adelige, Bürger, die Stadt Bremen und auch kirchliche Einrichtungen wie Pfarren, Stifte oder Klöster. Schon 782 zwang Karl der Große den Sachsen den biblischen Zehnten zum Unterhalt der Kirche auf. Es handelte sich um eine Art Ertragssteuer, die die Bauern an die Gutsbesitzer (Zehntherrn) zu entrichten hatten. Ein Gebäude, in dem dieser „Zehnte“ eingezogen wurde, ist in Oyten noch vorhanden. Es war die „Zehntscheune“. Das Haus liegt an der Hauptstraße und ist von Georg Ludwig Rennekamp aufgekauft worden. Früher haben hierin Hinrich Lübckemann (Hs-Nr. 116) und Hinrich Kunze (Hs-Nr. 117) gewohnt.

„Das Meierrecht wurde den Bauern und Köttern von den Grundherren erteilt und bedeutete dann aber gleichzeitig die Abhängigkeit vom Grundherren (Erbzins). Es ging soweit, dass der Bauer dem Grundherren alles anzeigen musste, sogar die Heirat. Die Abgaben wurden jeweils im Meierbrief festgehalten. Während Ackerland, Wiesen und Hofstätte zu Meierrecht verliehen waren, gehörten die Hofgebäude in der Regel zum Eigentum (Allod) des Bauern. Außer diesen jährlichen Gefällen, so nannte man diese Abgaben früher, gab es noch die Weinkaufspflicht (ein bestimmter Geldbetrag) bei der Aushändigung des Meierbriefes. Außerdem mussten die Bauern zur Grundsteuer noch Häuser- und Vermögenssteuer an den Staat und die



Beim Pflügen auf dem Acker vor dem Pastorenhaus

Gemeinde abführen. Noch bis Ende des 19. Jahrhunderts waren die Bauern in unserer Gemeinde die Hauptsteuerzahler.“

Der Bauer wurde noch bis zum 19. Jahrhundert als Meier (auch Maier, angeblich von lat. major abgeleitet) bezeichnet. Er wurde aber nur dann Meier genannt, wenn der Name des Hofes durch Jahrhunderte alte Überlieferung auf den Besitzer übergegangen ist. Bis zur völligen Abschaffung der Leibeigenschaft um 1848 waren alle Bauern in Oyten einem Gutsherren hörig, dem sie zins- und dienstpflchtig waren. Nur wenige Bauern hatten sich bis dahin schon freigekauft. Der jeweilige Landesherr, hohe Regierungsbeamte, Kirche und Klöster hatten Besitzrechte an vielen Gütern und Bauernhöfen und ausgedehnten Ländereien. So erhielten diese Höfe, die nicht selbst vom Besitzer, sondern von einem Meier verwaltet wurden, den Namen „Meierhof“. Wenn der

Meier pünktlich seinen Zins- und sonstigen Abgabepflichten nachkam, konnte er sich als bedingungsloser Besitzer des Meierhofes fühlen. Als feststehender Grundsatz galt für sie, dass „Land und Sand der Gutsherrschaft gehöre, alles Übrige „Allodium (das heißt Eigengut. d Verf.) freies Eigentum der Meier“ sei. Hierfür wurde ihnen der Meierbrief ausgestellt. Daraus ergibt sich, dass ein Meier wohl alle Eigenschaften und Fähigkeiten eines Bauern besitzen musste, um den ihm anvertrauten Hof verwalten zu können. In Wirklichkeit aber war er noch kein Bauer. Bauer wurde er in dem Augenblick, wo er Herr auf seinem Hofe war. Das Meierrecht fand seine Ablösung mit dem Ablösungsgesetz von 1831/33.

Da die erste urkundliche Erwähnung aus dem Jahre 1204 stammt, müssen sich ab dann auch Bauern in unserem Dorfe angesiedelt haben. Nach alten Überlieferungen haben sie ihre Häuser am



Die Oyter Mühle

Rande der Geest westlich des Baches, „Eyter“ gebaut. Durch die Lage der Höfe zueinander kann man Oyten als Gewanddorf (Haufendorf - nebeneinanderliegende Höfe) bezeichnen. Nach alten Aufstellungen gab es um 1780 in Oyten 7 Dreiviertel-, 4 Halbmeier- und 3 Viertelmeierhöfe.

Ein Bauernhof entstand wahrscheinlich erst später. Der Geestrand auf beiden Seiten des Baches wurde beackert, während das Grünland an der Wümme und in der Wiemark als Gemeinschaftsland (Allmende), dass allen Bauern gehörte, ausgewiesen wurde. Vom Fuhrenkamp (Grenze Embsen) bis nach Sagehorn, östlich der Straße Am Berg und im Moor, erstreckte sich ein riesiges Waldgebiet, während westlich dieser Straßen nur Moor und Heide war. Daher gab es auch die großen Schafherden der Bauern.

Nach alten Überlieferungen gab es die ersten Kötner im 14. und 15. Jahrhundert. Ihr Auftreten fällt in eine Zeit, als sich die Gewannsiedler (Altbauern) bereits zu einem festen Verband zusammengeschlossen hatten. Die ersten Kötner sind die von den alten Hofstellen abgehenden Söhne. Ihnen wurden unbebaute Grundstücke am Rande des Dorfes zugewiesen, die oft von mangelhafter Güte (Wiesen, Holzungen) waren. Sie bauten ihre Häuser in den Außenbezirken neben dem geschlossenen Verband der Altbauernsiedlung, hatten meistens 2 Pferde und waren dadurch von den Bauern unabhängig.

Alt-Oyten erfuhr hierdurch seine erste Aussiedlung. Im südlichen Abschnitt wurden neue Wege angelegt, die Vorläufer unserer Dorfstraßen. Die Hauptverkehrsstraße war damals nicht unsere jetzige Dorfstraße, sondern die „Buttermilchstraße“ (jetzt „Unter den Eichen“). An dieser Straße lagen 6 Bauernhäuser. Um 1780 gab es in Oyten 11 Kötnerstellen mit je 80 Morgen Land.

Um 1800 gab es in unserem Dorf 5 Brinksitzer mit etwa 10 Morgen landwirtschaftlicher Fläche, Sie konnten allein von der Landwirtschaft nicht leben und

übten zusätzlich noch einen anderen Beruf aus, z. B als Schmied, Tischler oder Förster.

Um Anbauer zu werden, mussten die Neusiedler 3 Morgen unkultiviertes Land erwerben. Es waren meistens Häuslinge, die vorher beim Bauern gewohnt und sich ein paar Reichstaler gespart hatten und nun auf eigenen Füßen stehen wollten. Um 1800 gab es davon 15 Hofstellen, die wie die Brinksitzer nur Ochsen oder Kühe als Zugtiere benutzten. Um überhaupt überleben zu können, hatten alle noch einen handwerklichen Beruf und freuten sich zusätzlich, wenn sie noch in der Erntezeit beim Bauern helfen konnten. Im 19. Jahrhundert vergrößerte sich die Zahl der Anbauer ungefähr um das Zehnfache.

Eine neuzeitliche Entwicklung auf breiter Ebene setzte in der Landwirtschaft mit der Verordnung über die Gemeinheitsteilung vom 26.07.1825, die Verordnung über die Ablösung des Zehnten vom 10.11.1831 und das hannoversche Verkoppelungsgeschäft vom 30.06.1842 ein. Heute führen wir es unter der Bezeichnung „Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert“.

Da das Land nur karge Erträge lieferte, war der Rindvieh- und Schweinebestand nicht sehr groß, im Verhältnis zum Land aber noch viel zu hoch. Der größte Teil der Ernte wurde wieder an das Vieh verfüttert, andererseits brauchte man jedoch das Vieh, um überhaupt Dünger für das Ackerland zu haben.

Das wenige Ackerland litt sowieso in Folge des einseitigen Körneranbaus. Ohne Stallung gab der Boden überhaupt nichts mehr her. Die Weiden waren ausgemergelt, die Heide durch den ständigen Plaggenaushub nicht mehr regenerationsfähig. Der Handelsdünger kam erst über hundert Jahre später auf den Markt.

Da ständig Streitigkeiten wegen Viehtreibens und Weidgerechtsame der bis dahin gemeinschaftlich genutzten Flächen der Gemeinden des späteren Kirchspiels Oyten bestanden, wurde endlich am 11. September 1789 die Verkopplung eingeführt. Einige



Die alte Molkerei in der Lindenstraße, heute Mühlenbäckerei König

Bauern aus den verschiedenen Orten setzten sich zusammen und hoben die Gemeinheit in der Oyster und Wiemarker Holtzung auf.

Um 1780 wurde in der Pferdezucht das Hauptinteresse dem Arbeitspferd gewidmet. Unsere Bauern hatten 4 – 6 Pferde, während die Kötner 2 Pferde besaßen. Die Rinderzucht war nicht sehr ausgeprägt, ein feinknöchiges schwarzbuntes Rind wurde zur Aufzucht genommen.

Wegen der schlechten Futterlage war der Milch- und Butterertrag nur kläglich. Die Tagesleistung einer Kuh fiel mit 2 – 3 Liter pro Tag ziemlich gering aus.

Bei den Anbauerbetrieben wurde die Kuh noch bis Ende des 19. Jahrhunderts zusätzlich vor Pflug und Wagen gespannt. Da der größte Teil des Getreides für Mensch, Pferd und Rind gebraucht wurde, hielt man nur 2 – 3 Schweine, die für den eigenen Haushalt geschlachtet wurden.

Die Städte hatten noch keinen großen Bedarf an Schweinefleisch, weil sie kleiner waren und zum Teil aus Ackerbürgern bestanden. Es fehlte wohl auch die Futtergrundlage, da die Kartoffel erst eingeführt wurde und die Eichelmast sehr beschränkt war. Die Schafe, meist Heidschnucken, gab es bei uns auf den ausgiebigen Heideflächen in großer Anzahl.

Um 1800 waren die Erträge noch sehr gering. Es gibt konkrete Aufzeichnungen über den damaligen Anbau und die Ernte. Man rechnete etwa mit dem Drei-, bis Vierfachen der Aussaat. Ein Zentner Roggen war nötig an Aussaat pro Morgen und erbrachte somit ein Ertrag von 3 – 4 Zentner. Da ist es sicher zu verstehen, dass jede einzelne Ähre, die liegen geblieben war, aufgehoben wurde.

Heute stellen wir mit Erstaunen fest, dass das 10-fache geerntet wird. Nehmen wir beispielsweise einen mittleren Bauernhof von 40 Morgen Ackerland. Um das Land nicht



Beim Spinnen

zu überfordern, mussten jährlich 10 Morgen als Brache liegen gelassen werden.

Die anderen 30 Morgen wurden in etwa zu 60 % mit Roggen, 25 % mit Hafer, 10 % mit Kartoffeln und Flachs (später auch Runkelrüben) und die restlichen 5 % mit Bohnen, Erbsen, Wicken, Buchweizen usw. bestellt. Auf dem Ackerland gab es somit die Dreifelderwirtschaft in der Reihenfolge Hackfrucht, Getreide, Getreide.

Die Steigerung des Ertrages war nur möglich durch

1. die günstigen Ackerflächen nach der Verkoppelung,
2. die Technik in der Landwirtschaft,
3. den Handelsdünger, der karge Heideflächen in wertvolles Ackerland verwandelte,
4. die Saatzucht und den Fruchtwechsel.

Vor 200 Jahren erntete ein Bauer auf einem mittleren Hof etwa 120 – 130 Zentner Korn. Statt 3 – 4 Zentner pro Morgen (1/4 ha) erntet der Bauer heute um die 40 Zentner. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Verwertung des Getreides.

30 Ztr. mussten für die Saat zurückgestellt werden

50 Ztr. brauchte eine 8-köpfige Familie für die Ernährung und

20 – 30 Ztr. wurden an das Vieh verfüttert.

Aus dem Getreide konnte man somit kaum Bargeld erzielen, denn es wurde von Mensch und Tier ungefähr aufgebraucht. Die Haustiere dienten als Zugkräfte, als Lieferanten von Fleisch, Milch und Wolle, als Erzeuger des unentbehrlichen Stalldüngers und als Einnahmequelle durch den Verkauf auf dem Viehmarkt. Die Gewinne wurden also vor gut 200 Jahren nicht aus dem Ackerbau, sondern aus der Tierzucht erzielt. Die geringe Ernte war dafür verantwortlich. Im 20. Jahrhundert konnte man erst von einer Veredlungswirtschaft, begünstigt durch die höheren Erträge und Importe, sprechen.

Bis zum Ende des 19. Jahrhunderts hatten 4 Bauern ihre Höfe aufgegeben, die Kötnerstellen waren noch alle vorhanden. Die Zahl der Anbauerstellen wuchs durch Ankauf von Ländereien von Jahr zu Jahr. So gab es um 1900 schon etwa 130 Anbauern in unserer Altgemeinde.

Nach dem 2. Weltkrieg florierte die Landwirtschaft in den nächsten Jahren noch sehr gut. Der Aufbau der im Krieg zerstörten Häuser und Höfe begann, es gab eine Vollbeschäftigung. Jeder freute sich, dass er was zu tun hatte, wenn es auch oft Schwerstarbeit war. Begünstigt davon war in starkem Maße die Landwirtschaft.

Viele Frauen und Männer waren froh darüber, wenn sie einen kleinen Zuverdienst hatten. Schon für 50 Pfennig Stundenlohn bekamen die Landwirte genügend Arbeitskräfte um die Heu-, Korn- oder Kartoffelernte zu bewältigen. Die Schüler

halfen in den Herbstferien gern mit, um sich bei der Kartoffelernte ihr Taschengeld zu verdienen.

Heute haben sich die Verhältnisse in der Großgemeinde, aber besonders in der Altgemeinde Oyten, grundlegend geändert. Die Aufgabe der Höfe erfolgte besonders in den sechziger und siebziger Jahren, als der Verdienst in der Landwirtschaft immer geringer wurde und viele umschulten und einen neuen lohnenderen Beruf ergriffen. In der Altgemeinde Oyten gibt es im Jahre 2000 von den 15 Bauerstellen nur noch eine einzige und von den 11 Kötnerstellen zwei Vollerwerbsstellen.

Die Landwirtschaft macht nur noch einen geringen Prozentsatz der Einwohner aus. In den kleineren Ortsteilen hat sie nicht so große Einbußen erlitten wie in der Altgemeinde Oyten. Oytens Struktur hat jetzt einen kolossalen Wandel erfahren, wertvolles Ackerland wurde der Industrialisierung und dem Siedlungsbau geopfert.

Das Oytener Königsmoor



Die Calmia, auch Königsblume genannt

Das Oytener Königsmoor ist für jeden Betrachter eine augenfällige Erscheinung. Vor den Toren Bremens, gleich hinter dem Oytener Geestrücken, erstreckt sich dieses Moorgebiet im Norden von der Wümme bis nach Embsen im Süden. Bezeichnend hierfür sind die Straßen „Am Moor“ und „Am Berg“. Auf der einen Seite der hohe Geestrücken, auf der anderen Seite der Straße das frühere „Aller-Weser-Urstromtal“.

Es war eine Schmelzwasserrinne, die sich hier vor zigtausend Jahren in der Eiszeit bildete und dieses Moorgebiet entstehen ließ. Es umfasst die Ortsteile Clüverdamm, Meyerdamm, Oyterdamm und den Westteil Oytens.

Der Name „Königsmoor“ kommt daher, dass dieses Gebiet privat herrschaftlicher Grund und Boden und dem König direkt unterstellt war. So gibt es noch mehrere solcher Moorgegenden, die diesen Namen tragen.

Prof. Dr. Armin Schöne aus Langwedel schreibt hierüber im Heimatkalender für den Landkreis Verden 2004 (Kreisarchiv Verden in 1/6 a – Langwedel/Oyter Moor):

„Im Jahre 1694 begann eine 30-jährige Erörterung über die Grenzen und teilweise über die Zugehörigkeit des Oyter Moores, Johann Rust hatte im Jahr 1694 die zu diesem Zeitpunkt noch schwedische Regierung des Herzogtums Bremen in Stade um eine entsprechende Auskunft gebeten. Diese teilte am 03. Juni 1694 mit, dass das Oyter Moor dem Landesherrn gehöre und demnach dem Haus Langwedel unterstünde: *„Das Oyter Mohr ist ein Herren Mohr, und gehört an das Haus Langwedell.“*

Im Hinblick auf die oben dargestellten Veränderungen in den Verwaltungszuständigkeiten ist diese Aussage im Jahre 1694 bemerkenswert. Das Schriftstück erläutert die Grenzen des Oyter Moores und sonstige Regelungen, die für das Moor gelten. Es wird ausgeführt, dass man in dieser Sache alte Akten zu Rate gezogen habe.

Man kann ein Schreiben des Intendanten Ulrichs vom 23.12.1724 an die hannoversche Regierung eventuell so deuten, dass das Oyter Moor zur gleichen Zeit, zu der das Haus (gemeint ist sicher das Amt) Langwedel zur *„schwedischen Kammer“* gekommen war (wahrscheinlich 1648), das bis dahin dem Amt Langwedel unterstellte Oyter Moor (es

wird hier noch nicht von Königsmoor gesprochen) der „*bremischen Structur*“ zugeordnet wurde. Als dann später der Besitz der „*Structur*“ außerhalb des Gebietes der Stadt Bremen dem Kapitel „*Domkapitel*“ zugeordnet wurde, sei dadurch das Oyter Moor an die Intendantur verlegt worden. Das muss im Zuge der Reduktion gewesen sein, da der seit 1690 tätige Intendant Burmeister sich bereits um das Oyter Moor zu kümmern hatte.“

Der Torfstich wurde gegen eine jährliche Abgabe gestattet. Sie musste in die königliche Kasse eingezahlt werden. Laut einer Verfügung aus dem Jahre 1732 durfte jeder Bauer nur 16 und jeder Kötner nur 14 Tagewerke Torf jährlich graben, und das nicht vor dem „Maytag“ am 12. Mai.

Ursprünglich war dieses Anbaugelände mit unzähligen Torfkühen bedeckt und mit Sumpf und Busch verwildert. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde durch gute Kultivierung eine bessere Regulierung des Wasserhaushaltes sichergestellt. Alle umgrenzten Ortschaften bekamen ein bestimmtes Revier zugewiesen und mussten jetzt einen jährlichen feststehenden Moorzins entrichten. Auf diese Weise entstanden bis 1800 schon 40 neue Weiden.

Heute noch haben die Mahndorfer, Arberger, Hemelinger, Bollener, Bierdener und Uphuser Bauern einen bestimmten Anteil im Oytener Königsmoor. Jetzt ist das meiste Land dieser Bauern in unkultiviertem Zustand, Moorkühen überwiegen, und nur wenig ist in gutes Weideland umgewandelt worden.

Der größte Teil dieser reichen Marschbauern aus diesen Gemeinden stachen aber nicht selbst den Torf, sondern ließen sich von den Oyterdammer und Meyerdammer Moorkolonisten den Torf graben.

Bis der Torf trocken war, musste er geringelt und in Haufen gepackt werden. Als Lohn dafür konnten zwei „Beester“ (Rinder) in die fetten Marschweiden getrieben werden. Der lose auseinandergefallene Torf durfte behalten und getrocknet, mit nach Hause

genommen, und als Einstreu verwertet werden.

Wie ist nun das Moor entstanden? In Oyten gibt es mehrere Arten der verschiedenen Moorformen, das Hochmoor, das Niedermoor und das Übergangsmoor.

Das Hochmoor bietet bei seiner Urbarmachung den Pflanzen der Äcker und Wiesen einen sehr armen Boden. Wichtige Nährstoffe sind kaum enthalten. Es fehlt in der Regel an genügenden Mengen Kalk, Kali, Phosphorsäure und leicht aufnehmbarem Stickstoff. Wegen der Hügelgestalt ist es leicht zu entwässern und eignet sich als Wiese oder Weide.

Das Übergangsmoor und das Niedermoor sind beides Flachmoore. Beim Niedermoor sind an seiner Oberfläche besonders die Schilf- und Erlenbruchablagerungen zu erkennen. Hier ist der Boden reich an Kalk und Stickstoff, aber arm an Kali und zuweilen auch an Phosphorsäure, da bei uns keine kalireichen Überflutungen vorkamen.

Beim Übergangsmoor besteht die oberste Schicht meist aus Birken- und Föhrenwaldtorf oder aus Wollgrastorf. Ihr Nährstoffgehalt ist mittelmäßig.

An einer abgegrabenen, frischen Torfbank können wir sehr gut die Pflanzendecke unserer Moore erkennen. Die Pflanzen, die die Moore ursprünglich bedeckten, sind dieselben, deren Überreste in den einzelnen Torfschichten der Moore zu sehen sind.

An der Reihenfolge dieser Schichten können wir klar erkennen, welche Pflanzen nacheinander vorgekommen sind. Bei unseren Hochmooren füllten anfangs Wasser- und Sumpfpflanzen das Gewässer mit ihren vertorfenden Rückständen aus. Schließlich breiteten sich Wollgräser und Bleichmoose im Wald aus und richteten ihn zugrunde. Ein weiter Bleichmoosrasen bedeckte in der Folge hindurch das Moor, bis dann die Oberfläche durch Wollgräser und Heidewuchs bewuchert wurde.

Durch Feuchtperioden häufte dann ein Bleichmoosteppich den jüngeren Moostorf an. So wandelte sich das Moor im Laufe der Zeit und wir können genau die verschiedenen Formen erkennen.

An den Pflanzen können wir feststellen, um welche Moore es sich handelt. Das Hochmoor ist mit Heide bewachsen, das Übergangsmoor meist mit Pfeifengras und Bocksbart und auf dem Niedermoor sind Wiesen aus niedrigen Seggen und Gräsern zu finden.

Es sind unsere Moorkolonisten gewesen, die fruchtbare Wiesen erstehen ließen. Sie beseitigten den Wald der Moore, um Futterflächen für ihre Viehbestände zu schaffen und konnten dabei gleichzeitig den Torf als Brennstoff gewinnen.

Eine Bereicherung unserer Flora im Königsmoor ist die rotblühende Calmie oder Kalmia. Dieses 2 m hohe Strauchgewächs ist jedes Jahr im Juni in voller Blütenpracht zu bewundern. Auf einer Fläche von 2000 qm in einem mit Moorbirken bestandenem Moorgrundstück kann man sie in Meyerdamm zu sehen bekommen.

In Norddeutschland gibt es diese Blume nur noch in ganz seltenen Fällen, z.B. bei Westervesede. Dort heißt sie wegen ihrer weißen Blüten „Witten Poß“. Sie ist eine Lorbeerrose nordamerikanischer Gattung der Heidekrautgewächse und steht unter Naturschutz.

Außerdem sind im Moor Exemplare des Königfarns, einer hier äußerst seltenen Pflanze, gefunden worden. Um 1980 wurde fast das gesamte Königsmoor unter Landschaftsschutz gestellt.

Die Entwicklung der Gemeinde Oyten im Überblick

| | | | |
|---------------------------|---|----------------|--|
| 1.u.2.Jh. vor Chr. | Spuren einer ausgedehnten Siedlung im Raum Bassen | 1615 | wird Alverich Clüver, Erbherr zu Sagehorn, Gogräfe des Gogerichts Achim |
| 782 | hat Karl der Große den Sachsen den biblischen Zehnten zum Unterhalt der Kirche aufgezwungen | 1618 | zeitweilige Besetzung unserer Heimat durch Tilly (katholische Truppen) |
| 1204 | erste urkundliche Erwähnung des Dorfes Oyten unter dem Namen „Oita“ | 1631 | die Schweden lösen die katholischen Truppen durch ihren Einzug ab |
| 1236 | erste urkundliche Erwähnung des Dorfes Bockhorst unter dem Namen „Bockhorst“ | 1632 | im 30-jähr. Krieg hatte Bassen noch 3 Bauernhöfe und 5 Kötnerstellen, vorher 12 Bauern, 10 Kötner und 4 Brinksitzer |
| 1259 | erste urkundliche Erwähnung des Dorfes Bassen unter dem Namen „Bersinghere“ | 1638 | rückt der kaiserliche General Gallas in unsere Heimat ein |
| 1466 | erste urkundliche Erwähnung des Dorfes Sagehorn unter dem Namen „Sao’ern“ | 1648 | wahrscheinliche Errichtung des Glockenstuhls in Bassen |
| 1466 | erste urkundliche Erwähnung des Dorfes Schaphusen unter dem Namen „Schaaphus’n“ | 1648 | im 30-jähr. Krieg waren in Oyten von 15 Bauhöfen noch 12, von 11 Köttern noch 3 übrig geblieben |
| um 1500 | Kapelle in Bassen | 1648 | unser Gebiet wird schwedisch |
| 1531 | gehörten zu Sagehorn 2 Bauernhöfe und 1 Kötnerstelle | 1690 | Bau des Oyter-Dammes nach Bremen (wahrscheinlich ein Knüppeldamm) |
| 1535 | Verordnung des Verdener Bischofs über die Einschränkung der Gewerbefreiheit auf dem Lande | 1698 | bestanden laut Aufzeichnungen Schulen in Bassen und Oyten. Im 30-jähr. Krieg mussten die Schüler noch nach Achim zur Schule. |
| 1550 | Eingang der Reformation in Oyten | 1712 | Einschleppen der Pest von Stade in unser Gogericht Achim |
| 1559 | der erste protestantische Geistliche beginnt sein Wirken in Achim | um 1712 | Bau einer Kapelle auf dem Kapellenberg in Oyten |
| 1602 | Abriss der Bassener Kapelle wegen Baufälligkeit | 1712 | im Nordischen Krieg besetzen die Dänen die Herzogtümer Bremen und Verden |
| 1602 | Steine der Bassener Kapelle werden zur Ausbesserung der Achimer Kirche verwandt | | |

- | | |
|---|--|
| <p>1742 erstes Schulhaus in Sagehorn</p> <p>1743 erste urkundliche Erwähnung des Dorfes Oyterdamm, vorher Oyter Moordamm</p> <p>15.06.1749 Bau einer Bockwindmühle auf der Oytermühle</p> <p>1756-1763 besetzten im 7-jähr. Krieg die Franzosen unser Gebiet</p> <p>1770 wird das Gogericht Achim der bremischen Intendantur des</p> | <p>Kurfürsten von Hannover unterstellt</p> <p>um 1780 besaß Oyten eine Schule</p> <p>1783 Verkauf des Sagehorner Gutes von Tedel Wilhelm von Cramm an den Advokaten von Ahsen</p> <p>1786 Ausbruch einer großen Feuersbrunst in Oyten, mehrere Häuser am Kapellenberg und die Kapelle werden ein Raub der Flammen</p> |
|---|--|



Ausschnitt aus dem Zusammenschnitt der Kurhannoverschen Karten von 1764/66 (oben) und 1770-73 (unten)

- 1787** wurde Meyerdamm als Moorkolonie angelegt
- 11.09.1789** Verkoppelung des gemeinschaftlich genutzten Landkomplexes und Aufhebung der Gemeinheit in der Oyter und Wiemarker Holtzung
- 1796** Bau einer Windmühle in Sagehorn
- 1796-1830** Verkauf der Besitzungen des Sagehorner Gutes
- 18.07.1804** wurden 25 Gebäude bei einer Feuersbrunst in Bassen in Asche gelegt
- 1804 und**
- 1806- 1810** stand unsere Heimat wieder unter französischer Herrschaft
- 1806** Bau der „Bremen – Harburger – Chaussee“ (später B 75) durch Napoleon
- 1806** Kurfürstentum Hannover wird preußisch
- 1813** Befreiung vom Joch Napoleons
- 1813** wird unser Gebiet wieder hannoversch und das Gogericht wird wieder hergestellt
- 1819** Bassen erhält eine Feuerspritze
- 16.05.1825** 13 Gebäude brannten bei einem Großbrand in Bassen ab
- 1825** Schulneubau in Sagehorn
- 1826** eigener Friedhof in Oyten (vorher Achim)
- 1831** eigener Friedhof in Bassen (vorher Achim)
- 1836** Schule in Mühlentor
- 1840** Anschaffung einer Feuerspritze in Bassen



Pastor Tomfohrde

- um 1850** Bremen bildet Freihandelsbezirk nach der Gründung des Zollvereins, dadurch entsteht eine Zollgrenze von Oyten (hannoversch) nach Bremen
- 1856** Bau einer neuen Windmühle im Ortsteil Oytermühle
- 1860** Mühlentor erhält eine Schule
- 1862** Oyten wird eigene Kirchengemeinde. Zum Kirchspiel Oyten gehören folgende Gemeinden: Oyten, Bassen, Oyterdamm, Meyerdamm, Sagehorn, Bockhorst und Schaphusen
- 1862** Einweihung der neuen Kirche in Oyten. Erster Pastor wird Carl Gustav Tomfohrde
- 1864** wird unser Gebiet preußisch (vorher hannoversch)
- 11.11.1865** Durchreise des Königs Georgs des Vierten durch Bassen

- 1869** brannte die Sagehorner Windmühle ab
- 1870** Bau einer Mühle in Bassen
- 1871** entsteht das deutsche Kaiserreich
- 09.03.1872** Bau einer neuen Mühle in Sagehorn
- 01.06.1874** wurde die Eisenbahnlinie Bremen – Hamburg in Betrieb genommen
- 1885** entsteht der Kreis Achim
- 15.10.1888** Aufhebung der Zollgrenze nach Bremen, da Bremen in den Deutschen Zollverein eintrat. Ende der Schmuggelei
- 1895** eigenes Schulgebäude in Meyerdamm
- 10.10.1909** Genehmigung von 3 neuen Hornvieh- und Schweinemärkten am Sagehorner Bahnhof
- 1913** Einweihung des Jahrhundertsteins 1813 – 1913 in Oyten zum Gedenken an die Befreiung von Napoleon (Standort Dorfstraße – Achimer Straße)
- 1926** richtet die Post eine Autobusverbindung von Bassen nach Bremen ein
- 1929** Eingliederung des Ortsteils Lindheim von Embsen nach Schaphusen
- 1929** Eingliederung des Ortsteils Thünen von Embsen nach Oyten
- 1932** geht der Kreis Achim in den Kreis Verden auf
- 25.07.1937** Einweihung der Autobahn Bremen – Hamburg
- 22.04.1945** Einzug der Engländer in Oyten
- 29.07.1947** brannte die Bassener Mühle durch Blitzschlag ab
- 1949** Einweihung des neuen Glockenstuhls in Bassen
- 1952** Einweihung der neuen Schule an der Schulstraße in Oyten
- 1962** Autobahn Bremen-Hannover wird eingeweiht
- 01.01.1963** freiwilliger Zusammenschluss der Gemeinden Oyten, Oyterdamm, Meyerdamm, Sagehorn und Bockhorst
- 01.04.1968** Eingliederung der Gemeinde Schaphusen nach Oyten
- 01.07.1972** Eingliederung der Gemeinde Bassen nach Oyten
- 01.07.1972** Einweihung der neuen Schule an der Pestalozzistraße
- 1982** Einweihung des Gemeindezentrums Bassen
- 1985** Einweihung des Oytener Rathauses
- 10.11.1989** Einweihung des Oytener Heimathauses
- 1996** Abriss der Oyter Mühle

Das Leben damals auf dem Lande

Die Kornernte

Vor der Ernte kommt das Säen oder besser gesagt, wer nicht sät, kann nicht ernten. Auf das Einbringen der Saat legten unsere Vorfahren deshalb großen Wert. Bevor jedoch gesät werden konnte, musste das Land erst gründlich bearbeitet werden, damit der Ackerboden den erhofften feinkrümeligen Zustand erhielt. Das Tiefpflügen, damals noch mit Pferden oder Ochsen, musste vorher ordnungsgemäß verrichtet werden, damit ein gutes Saatbett vorhanden war. Dann erst erfolgte das Säen.

Aus dem umgehängten Jutesack, später aus der Wanne, wurde mit der rechten Hand das Korn auf das Land gestreut. Dabei musste nach altem Brauch ein bestimmter Schrittrhythmus eingehalten werden. Wenn der Sämann mit dem rechten Fuß auftrat, streute er gleichzeitig mit der rechten Hand das Korn aufs Land. Nach dem Säen folgte nochmals die Egge, damit die Saat auch überall vom Boden gut bedeckt wurde.

Erst viel später, im 19. Jahrhundert, kam die Sämaschine auf, die schon von Pferden gezogen wurde. Im Großen und Ganzen richteten sich die Bauern nach den altbewährten Aussaatzeiten beim Getreide. Der Winterroggen musste nach Möglichkeit Ende September bis Anfang Oktober im Boden sein, damit er kräftig genug in den Winter gehen konnte.

Das Sommergetreide kam gleich nach der Winterzeit, wenn aus dem Boden der Frost gewichen war, zur Aussaat. Bei uns auf der Geest wurde als Wintergetreide Roggen, als Sommergetreide Hafer gesät. Ab und an kamen auch Buchweizen, Flachs und Hanf zur Aussaat.

Vor dem Jacobstag am 25. Juli wurde nicht gemäht. Der richtige Zeitpunkt der Ernte war dann gekommen, wenn das Getreidekorn über den Daumnagel zerbrochen werden

konnte und das Getreide in der Gelbreife stand. Die Windrichtung bestimmte die Anfangsstelle. Bevor aber das Mähen begann, musste die Sense vorschriftsmäßig gehaart werden. Die Schneide des Sensenblattes wurde dabei mit kleinen, schnellen Hammerschlägen geschärft. Anschließend musste dann noch mit dem „Seesselstreek“ gestrichen werden.

Der beste Mäher begann nun mit der Sense vorweg und gab das Tempo an. Damit das abgemähte Getreide sauber in einem Schwaad lag, war am Sensenbaum ein Bügel angebracht. Der Aufnehmer stutzte dann mit einer Ausnehmerharke das Ganze zu einer Garbe zurecht. Die Binderinnen entnahmen nun einige Halme, legten sie zu einem Seel zusammen, umwanden das Gemähte damit und banden die Garbe dann mit einem gekonnten Drehknoten zusammen. Da die Haferhalme kürzer waren, mussten sie geschränkt werden. Das heißt, zwei Strohwische wurden zu einem Seel verstrickt und dann um die Garben gelegt und verknotet.

War das gesamte Feld abgemäht, ging es ans Hocken. Die einzelnen Garben wurden aufgenommen und schnurgerade in einer Reihe aufgestellt. In jede Hand wurde eine Garbe genommen, auf den Boden etwas breit aufgesetzt und oben mit den Ähren gegeneinander gestellt. Hintereinander wurden die Garben so zu einer Hocke zusammengestellt. Die Hocken bestanden in unserer Gemeinde aus 12 Hafer- oder 20 Roggengarben.

Für das Trocknen des Getreides war es wichtig, dass die Hocken die richtige Größe und Aufstellung hatten, damit der Wind von allen Seiten an die Garben heran konnte. In diesen luftigen Hocken konnten die weit von der Bodennässe hängenden Ähren schnell von der Gelbreife zur Voll- oder Totenreife nachtrocknen. Bei schönem Wetter war auch das Stroh bald trocken.



Kornhocken hinter der Kirche

War schlechtes Wetter, mussten umgewehrte Reihen wieder aufgestellt werden oder aber die Ähren wuchsen aus. Dann waren Qualitätsverluste nicht zu vermeiden.

Wichtig für die Schnitterinnen und Schnitter war vor allen Dingen eine angepasste und sachdienliche Kleidung. Die Binderinnen trugen zum Schutz der Arme und Beine gegen die harten Stoppelenden und Disteln langarmige Hemden oder Jacken und lange Jute- bzw. Sackschürzen. Als Kopfbedeckung gegen die pralle Sonne setzten die Frauen entweder Strohhüte auf oder banden sich Kopftücher um. Gegen die harten Stoppeln war das Tragen von festen, soliden Schuhen unerlässlich.

Wenn das Korn hart und die Halme trocken waren, wurden die Garben eingefahren. Mit der Aufstakerforke wurden je zwei Garben zum Lader auf den Wagen gegeben, der die angenommenen Garben nach einem bestimmten Muster packte. Nach der Einbringung der letzten Fuhre wurde Gott

gedankt und auf dem Hofe ein kleines Erntefest abgehalten. Allgemein galt später der 1. Oktober als Erntedanktag. In Bassen und Schaphusen wird heute noch von der Dorfgemeinschaft das Erntefest gefeiert.

Nachdem die Feldbestellung getan war und man etwas mehr Zeit hatte, ging man an die Drescharbeit. Da sie früher mit dem Dreschflegel verrichtet werden musste, war es für den Jungbauern und die Knechte nochmals eine harte und anstrengende Arbeit. Zuerst wurden die Garben auf dem Ausschlagebock vorgedroschen, dann geöffnet und in zwei langen Reihen mit den Ähren nach innen auf die Diele gelegt. Nun erfolgte von zwei, drei oder auch vier Mann in einem gleichmäßigen Takt mit dem Dreschflegel das Ausschlagen des Korns.

So, wie die Mädchen frühzeitig das Spinnen gelernt hatten, lernten die Jungen rechtzeitig den Umgang mit dem Dreschflegel.



Vollbeladene Heuwagen stehen zum Abholen bereit

Die Entwicklung aber ging in den letzten Jahrzehnten rasend weiter. Bald war die Mähmaschine erfunden und ersparte das Handmähen. Mit den ersten Dreschmaschinen wurde gedroschen und sie ersetzten somit die Dreschflegel. Angetrieben wurden sie durch sogenannte Göpel, die durch mechanische Zahnradgetriebe mit der Dresch- oder Häckselmaschine verbunden waren.

Als die Selbstbinder, die von drei Pferden gezogen wurden, aufkamen, brauchte man auch nicht mehr zu binden. Noch einfacher wurde es dann im 20. Jahrhundert, als die modernen Mähdrescher auf den Markt kamen und gar das Dreschen ersparten.

Das Dreschen zur Winterzeit war früher immer ein besonderes Ereignis. Da es harte Arbeit war, gab es meistens ein großes Hochzeitsessen.

Die Heuernte

Frühmorgens um 4 Uhr, wenn der Tau noch auf dem Gras lag, zog früher der Bauer mit seinen Knechten und dem Häusling hinaus auf die Wiesen, um das Gras für die Heuernte zu mähen. Wohlbedacht wählte man diese Uhrzeit, da sich taunasses Gras gegenüber welkem und weichem Gras in der Mittagszeit wesentlich besser schneiden ließ. Da die Wiesen höchstens mal eine Jauchedüngung erfuhren, Handelsdünger gab es noch nicht, wuchs hier auch nur das normale Wassergras.

Je nach dem Reifestand der Gräser und der Wetterlage wurde Mitte Juni, vor der Blüte, mit der Ernte begonnen. Die Sensen brachte man vorher schon auf Vordermann, das heißt, sie wurden gehaart (gedengelt) und gewetzt. Der beste Mäher durfte vorweg mähen und die anderen mussten hinterher folgen. Es war dabei wichtig, mit wenig Anstrengung ein tiefes Schwaad zu mähen. Ich weiß noch, als ich als 17-jähriger Junge

das erste Mal dabei war, sagte Vater zu mir: „Junge, du musst nicht so breit mähen, du brauchst dabei zuviel Kraft und kommst nicht mit. Mäh' schmäler und setz den Schnitt tiefer an, dann geht's leichter.“ Aber es war leichter gesagt als getan. Doch bald konnte auch ich mit den anderen mithalten.

Ein guter Mäher schaffte bis zum Nachmittag (von morgens 4 Uhr bis nachmittags 4 Uhr) einen „Dawak“ (Tagewerk). Ein Dawak sind ungefähr zwei Morgen oder einen halben Hektar. In der Oytener Kötnerwiemark gibt es heute noch das große und das kleine „Dawak“.

Eine kleine Anekdote sollte in diesem Zusammenhang noch erwähnt werden. An einem Junimorgen trafen sich die beiden Kötner Lehrer Heinrich Hestermann (Oyten Hs-Nr. 24) und Johann Bischoff (Oyten Hs-Nr 17 – mein Stief-Großvater) in der Oytener Kötnerwiemark, um ihr großes „Dawak“ abzumähen. Johann Bischoff mähte vorne, Heinrich Hestermann ein paar Schläge weiter. Nach vier Stunden flotten Mähens wurde erst einmal ein deftiges Frühstück mit Brot, Schinken, Eiern und mit einem kleinen Korn eingenommen. Als Johann Bischoff nun seinen Schlag abgemäht hatte, merkte er, dass sein Nachbarn nach der Stärkung die Sense noch nicht wieder hervorgeholt hatte. Er ging daraufhin rüber und sah, dass Lehrer Hestermann in einen wohlthuenden Schlaf versunken war. Nach dem Wachrütteln war natürlich ein Dawak nicht mehr zu schaffen.

Nachdem das Gras zu einem Schwaad gemäht worden war, wurde es am nächsten Tag wieder auseinandergeschlagen um die Sonnenstrahlen besser auf das Gras einwirken zu lassen. Nun ging es ans Bearbeiten. Es wurde gewendet und gegen Abend wieder zu kleinen Haufen zusammengeharkt.

So hatte der Nachttau nur einen geringen Einfluss auf das Heu. Mit einem besonderen Dreh konnten diese Haufen mit der Harke hoch und locker und dabei noch verhältnismäßig windstabil aufgestellt werden. Der Bauer freute sich immer, wenn

zur Heuernte gutes Wetter war, um für sein Vieh wertvolles Futter zu bekommen. Bei einem kleinen Schauer Regen war man auch noch zufrieden und sagte dann: „Dar regent de Bodder rin.“

Nach weiterem Wenden und bei gutem Wetter konnte das Heu nach ca. drei Tagen eingefahren werden. Mit einem Leiterwagen oder einem Ackerwagen, gezogen von Pferden (bei Bauern und Kötnern) oder einem Ochsen (bei Anbauern) wurde das Heu eingebracht. Das Heu war zuvor zusammengeharkt worden und wurde danach mit der Aufstakerforke auf den Wagen gegeben. Nun lag es an dem Lader, das Heu kunstgerecht nach einem bestimmten System so zu packen, dass es beim Fahren nicht absacken oder sogar der ganze Wagen umstürzen konnte.

Es war oft nicht leicht, das Heu auf dem Wagen gegen den Wind zu bändigen. Wenn der Wagen voll genug war, wurde das Fuder mit einem Bindebaum runtergebunden und am Wagen festgetaut.

Nicht immer konnte das Heu für damalige Verhältnisse auf diese einfache Art eingefahren werden. In den Niederungen musste das Heu vielfach mit Tragen von den Wiesen gebracht werden, weil Pferdefuhrwerke im moorigen Untergrund eingesunken wären. Da halfen dann auch keine Pferdeholzschuhe mehr. Verheerend wirkten sich oft Gewitterschauern aus. Wenn die Wümmme die Wassermassen nicht mehr halten konnte und über die Ufer trat, hieß es nur: „Das Wasser kommt.“ Alle Maschinen und Geräte mussten nun schnellstens auf den Damm in Sicherheit gebracht werden. Das Heu war durch die Überflutung natürlich nicht mehr viel wert.

Gelagert wurde das Heu zu Hause entweder auf dem Stallboden oder in der großen Scheune. Reichten diese Flächen nicht aus, setzte man im Freien große Heudiemen auf. Diese mussten so exakt gepackt werden, dass kein Regenwasser einziehen konnte. Auf dem Wege nach Hause tat Abkühlung manchmal gut und so wurde noch eben in

einer Gastwirtschaft halt gemacht. Bei Wümmenmeyer oder beim Zöllner, am Rande des Wümmegebietes, schmeckte ein kühles Bier immer gut.

Heute gehört die Heuernte schon bald der Vergangenheit an und wird kaum noch genutzt, denn das Grassilieren hat eine höhere Wirtschaftlichkeit erlangt. Durch die Begradigung der Wümme, das Wasser fließt schneller in die Weser ab, und andere Maßnahmen hat sich die Fauna und Flora des Wümmegebietes und des Königsmoores vollkommen verändert. Statt Wassergras wachsen jetzt andere Gräser, die auf trockeneren Böden beheimatet sind. Statt Wiesen und Weiden werden neuerdings Ackerflächen angelegt. Dadurch verschwinden allmählich die Störche und andere Vögel aus diesem Gebiet, weil die Frösche als Nahrungsmittel weniger werden oder gänzlich fehlen.

Torfgraben

Oyten hatte früher neben seinen Geestflächen einen großen Anteil an Moorflächen. Wald war weniger vorhanden und so diente der Torf als Hauptbrennstoff der Einwohner und deckte den eigenen Feuerungsbedarf größtenteils ab. In den Ortsteilen Oyterdamm, Meyerdamm und Clüverdamm war der Torf auch Haupteinnahmequelle der Kolonisten. Der Verkauf an die Bewohner der Großstadt Bremen brachte so manche zusätzliche Mark ein. Wenn aufgrund des Witterungsverlaufs und der fortgeschrittenen Jahreszeit (im Mai bis Juni) angenommen werden konnte, dass der Frost auch die tiefer liegenden Torfschichten verlassen hatte, trafen die Bauern die Vorbereitungen zum Torfgraben. Dazu gehörte das Schärfen der Torfmesser und -spaten sowie der Äxte und das Instandsetzen der Torfkarren.



Christel Müller aus Oyterdamm beim Torfstechen

Morgens nach dem Melken fuhr der Bauer mit seinen Knechten und Mägden ins Moor hinaus zum Torfgraben. Zuerst mussten die Gras- bzw. Heidekrautsoden und die Erde mit dem Spaten abgestochen und in die Torfkuhle geworfen werden. Die abgegrabenen Grassoden wurden danach wieder verarbeitet. Alles wurde schön eingearbeitet, eingeebnet und als Grünland ordnungsgemäß hergerichtet. So entstand danach wieder nutzbares Weideland für die Viehwirtschaft. Da auch des Öfteren das Oberflächenwasser in die Torfkuhlen eindrang, musste es durch Dämme abgeschottet werden. Ein Eimer zum Abfüllen des Wassers durfte also nicht fehlen.

Um keine nassen Füße zu bekommen waren „Holschenstevl“ als Schuhzeug eigentlich unerlässlich. Nach dem Abtragen der Grassoden wurde die Torfbank freigelegt. Darauf folgten dann die senkrechten Einkerbungen im Abstand der Torfsodenbreite. Dabei wurde das Messer mit sägenden Schneidbewegungen von der Bankoberkante nach unten gedrückt. Dann wurde die Torfbank auf Torflänge mit dem Messer von hinten längsseits eingeschnitten. Damit die Torfmesser oder -spaten nicht klebten, wurden sie öfter in Wasser getaucht oder bei stark verschmutzten Geräten mit Oel eingerieben. Mit dem Torfspaten wurden dann jeweils zwei Torfsoden herausgestochen und mit einem gut abgewogenen Schwung oben auf der Bank abgelegt.

Zuweilen konnte es auch vorkommen, dass noch heile Baumstubben, die sich noch nicht zersetzt hatten, in der Torfbank vorhanden waren. Diese mussten dann mit der Axt bearbeitet und herausgehauen werden. Das Resultat war immer bröckeliger Torf. Während der leichte, helle Torf oben in der Bank zu finden war, wurde der schwarze, schwere Torf ganz unten in der Bank gegraben. Dieser schwarze Torf hatte im Herd eine besonders lang anhaltende Feuerqualität. Wenn wir abends ein solch glühendes Torfstück mit Asche bedeckten, hatten wir am nächsten Morgen noch Feuer und brauchten nicht erst ein neues zu

entfachen. Wer die Bank nicht ordentlich vorbereitete oder beim Auswurf die Torfsoden nicht sauber auf die Torfbank setzte, dem fiel anschließend der schöne Torf so auseinander und es war nur noch Krümel torf.

Wenn einer neu in der Runde war, konnte es vorkommen, dass er zur Nachbarkuhle geschickt wurde, um Spatenfett zu holen. Die Torfstecher der anderen Kuhle reagierten dann auch sofort, und er wurde weiter geschickt, bis er enttäuscht feststellen musste, dass es kein Spatenfett gab und er reingelegt worden war.

Das Torfstechen und -schneiden war eigentlich von je her Männersache, während die Frauen das Abfahren und Ablegen der nassen und schweren Torfstücke übernahmen. Sie luden den auf der Bank liegenden Torf auf Schiebkarren und fuhren ihn dann zur Ablegefläche, wo er in langen Reihen luftig auf Lücke zum Trocknen abgelegt wurde. Bei unwegsamem Untergrund mussten sogar Bretter zum Befahren ausgelegt werden. Zum Frühstück durften natürlich Eier und Schinken und ein kleiner "Kööm" nicht fehlen. Für die Pausen wurde hierfür extra eine „Flake“ aufgestellt. Es ist ein schräg aufgestelltes Strohdach, das gegen Sonnenstrahlen und Wind- und Regeneinflüsse Schutz bieten sollte, eine willkommene Abwechslung bei der schweren Arbeit. Die Getränke konnten in den Wasserkuhlen oder im Laufgraben immer kühl gehalten werden. Wie sagt man so schön: „Eeten un Drinken holt Liev un Seel tosamen.“

Nachdem der Torf etwa vier Wochen Trocknen hinter sich hatte, wurde er wieder aufgenommen, umgedreht und zu einem runden Riegel aufgesetzt. Die heilen Torfsoden wurden auf Lücke in einem Kreis übereinander aufgebaut und innen mit dem Bröckeltorf aufgefüllt. Noch einmal mussten die Riegel wieder auseinander genommen und zu einem großen Haufen aufgesetzt werden. Im Herbst, wenn die Haufen genügend abgetrocknet waren, wurden sie auf Kastenwagen geladen und nach Hause



Hausschlachtung (Hermann Rowohlt und Heinrich Biesewig)

gefahren. Nun war man für den Winter mit dem nötigen Brennmaterial versorgt. Die Torfstiche waren oft bis 100 m lang. Einwohner, die keinen eigenen Torfstich besaßen, bekamen „ein Matt“ (etwa 4 - 5 Meter breit) zugeteilt und durften natürlich gegen ein Entgelt bei anderen ihren Torf graben. Bei einigen Bauern konnte man auch „half un half“ (halb und halb) graben. Die eine Hälfte musste gegraben und getrocknet und dann an den Besitzer abgegeben werden, die andere Hälfte des Torfes durfte der Gräber dann selbst behalten.

Eine kleine Begebenheit aus dem Jahre 1928 sollte dabei nicht unerwähnt bleiben. Beim Herrichten einer Torfbank fand mein Vater im Oytener Königsmoor ein seltenes Skelett. Selten deshalb, weil keiner wusste, um welches Tier es sich handeln könnte, auch die örtliche Lehrerschaft nicht. Experten aus Hannover, die herangezogen wurden, vermuteten ebenfalls, dass es sich um ein seltenes Exemplar handele. Licht in diese Angelegenheit brachte dann „Dohrmanns Vadder“ aus der Nachbarschaft, als er

erzählte, er habe hier vor Jahren ein Schwein eingekuhlt.

Hausschlachtung

Im Oktober, wenn die kühlere Jahreszeit begann, dachten unsere Vorfahren wieder ans Auffüllen ihrer Fleisch- und Wurstvorräte. Alle freuten sich nun auf das große Schlachtfest, das da kommen sollte. Ein oder zwei Schweine, manchmal auch ein Rind, waren ausgesucht und wurden extra dafür gemästet. Natürlich konnte der Hausschlachter nicht allein das Schwein halten und so brauchte man wenigstens noch eine Person zum „Steertholen“.

Das Schwein wurde nun auf dem umgestülpten Trog festgebunden. Mit der bereitgestellten Axt wurde das Schwein am Kopf betäubt und dann gestochen. Das Blutrühren war meistens eine Angelegenheit der Bäuerin. Danach wurde der Trog wieder umgedreht und das Schwein in das heiße

Wasser zum Abbrühen gelegt. Jetzt war auch die Zeit gekommen, wo der erste Schluck aus dem „Köömbuddel“ getrunken wurde. Waren die Haare abgeschabt, wurde das Schwein auf eine aufgestellte Leiter gehängt. Nach Öffnung der Bauchhöhle durch einen Mittelschnitt erfolgte das Herauslösen der Innereien, wobei Magen, Därme und Blase in eine Wanne gelegt wurden. Auf voller Länge wurde nun das Rückgrat aufgehauen, wegen einer eventuellen Rückenmark-Tb. Der unerfahrene Jungknecht bekam zuweilen die Anweisung eine Darmhaspel, die es in Wirklichkeit nicht gab, vom Nachbarn zu holen.

Nach einer gewissen Abkühlzeit war es Sache des „Trichinenkiekers“ die Fleischschau vorzunehmen und das Schwein abzustempeln.

Am nächsten Tag erfolgte auf einem großen Tisch das Auseinanderschneiden des Fleisches. Der Schinken wurde vor dem Einpökeln mit Salz eingerieben und in die gereinigten Därme presste der Schlachter Leberwurst und Blutwurst (Rotwurst), in den Magen die Sülze und in die zusammengenähte Blase Mettwurst. Die Kotelett- und Nackenstücke nahm man zum Braten. Alles wurde im Keller, ganz früher in Erdgruben, kühl gelagert. So war wieder einmal der Fleisch- und Wurstvorrat für lange Zeit gesichert.

Backtag

Vor 150 Jahren hatte fast jeder Hof sein eigenes Backhaus, wenigstens aber seinen eigenen Backofen mit einem überstehendem Dach vor der Ofenöffnung. Wegen der Feuergefahr hatte der Backofen gewöhnlich seinen Platz weit ab von den anderen Hofgebäuden.

Der Backofenbau war gar nicht so einfach, ein Maurer musste hierfür schon besondere Fähigkeiten haben. Für die Wölbung des Ofens wurde Reisig genommen, das mit einer 30 cm-dicken Lehmdecke innen und außen

verschmiert wurde um die Hitze besser halten zu können. Der Boden wurde mit gebrannten Ziegelsteinen ausgelegt.

Heute wird sowohl der Boden als auch die Wölbung aus Schamottesteine gemauert. Bäcker gab es erst Ende des 19. Jahrhunderts, und so musste jede Familie für ihr leibliches Wohl selbst sorgen und das Brot und den Kuchen selber backen. Dazu wurde auch das eigene Mehl genommen, das vorher aus eigenem Korn gemahlen worden war.

Sobald das alte Brot zur Neige ging, wurde der nächste Backtag beschlossen. Gewöhnlich war das bei uns alle vierzehn Tage der Fall. Es ging in der Nachbarschaft reihum, jeder war alle paar Wochen einmal an der Reihe.

Bereits einige Abende vorher machte sich die Bäuerin an die Zubereitung des Sauerteigs, der aus Mehl und Wasser bestand. „Denn wörd süürt“, wie man so schön sagte. Für das Brotbacken musste der Sauerteig mit der entsprechenden Menge Mehl, Wasser und Salz, manchmal auch etwas Buttermilch, in einem großen, hölzernen Backtrog angerührt werden. Der Teig wurde so intensiv durchgerührt und geknetet, bis eine gute Vermischung erreicht war. Anschließend wurde der Teig flächig eingeebnet und mit einem Leinentuch und einer Wolledecke eingedeckt. Bei einer Temperatur von 25 – 30 Grad ließ man den Teig dann über Nacht zum Säuern stehen.

Der Anbötter stand am nächsten Morgen um 5.00 Uhr auf und besorgte das Anheizen des Backofens. Diese Aufgabe übernahm meistens der Bauer selbst oder der Großknecht. Drei bis vier Stunden dauerte es, bis das Holz heruntergebrannt und der Ofen heiß war. Um den Hitzegrad des Backofens zum Ausbacken zu erproben, wird ein Brot, in das eine oder zwei Ähren gesteckt sind, in den Backofen geschoben. Zeigt sich, dass die Ähren sich bräunen, so hat der Innenraum die richtige Hitze, werden sie dagegen schwarz, so ist zu stark geheizt und man muss die nötige Kühlung abwarten. Wenn die



Backofenfest des Heimatvereins Oyten bei Wredes in Meyerdamm

Mundstücksteine an der Ofenöffnung weiß gefärbt waren, war ebenfalls die geforderte Hitze von ca. 270 Grad erreicht. Die Restglut wurde nun mit dem „Kruck“, einem hakenförmigen, hölzernen Gerät ausgeräumt und mit einem großen, nassen, am langen Besen geführten Jutefeudel gereinigt.

Von der Bäuerin war der Teig am Morgen noch mehrmals kräftig durchgeknetet worden. Wenn nötig gab sie auch noch etwas Mehl dazu, bis sich einigermaßen formstabile Brotlaibe herstellen ließen. Als Erstes wurden nun die Butterkuchenplatten für 10 Minuten mit dem Schieber in den Ofen geschoben, ehe dann die Brote für gut 2 ½ Stunden im Ofen verbleiben mussten.

Der Backofen war jetzt voll ausgelastet, denn auch die Nachbarn hatten inzwischen ihren Kuchen und ihre Brote gebracht. Der Anböter freute sich dann schon auf den ersten Kuchen, denn er schnitt erst einmal einen ordentlichen „Strämel“ vorüber und probierte, ob er auch schmeckte. Waren die Brotlaibe abgekühlt, wurden sie im Keller auf

dem Brotbord gelagert. So war der Vorrat für die nächsten vierzehn Tage wieder gesichert. Im Herbst benutzte die praktische Hausfrau gern den erwärmten Ofen, um von dem geernteten Obst reiche Vorräte darin zu trocknen.

Von der Wiege bis zur Bahre

Geburt

„Die Sorge um das Wohl des Neugeborenen begann in früheren Tagen auch bei uns schon vor dem eigentlichen Ereignis. Namentlich die werdende Mutter und die weiblichen Anverwandten rüsteten sich hierfür, indem sie Bettzeug und Babywäsche selbst anfertigten und alles an seinen Platz legten, bis es zum Gebrauch hervorgeholt wurde.

Ging es nun um die Erstgeburt und damit um die Erbfolge des bäuerlichen Hofes, so sah man mit hochgespannter Erwartung dieser entscheidenden Stunde entgegen.“

In jeder Gemeinde gab es früher mindestens eine Hebamme. In Oyten waren das noch bis ins 20. Jahrhundert Anna Catharina Vogel-sang und Anna Jäger. Sie betreuten die werdende Mutter auch schon während der Schwangerschaft. Die Geburten fanden immer unter der Regieführung der Hebamme im elterlichen Hause statt.

Zu Omas Zeiten durfte den kleinen Kindern keinesfalls gesagt werden, dass die Mutter schwanger sei. Es wurde ihnen erzählt, der Klapperstorch bringe die kleinen Kinder und hole sie aus dem Fischteich oder Feuerteich. Die Kinder würden dabei im Schnabel getragen und durchs offene Fenster oder durch den Schornstein ins Schlafzimmer der Mutter gebracht.

So war es nicht verwunderlich, dass die Kinder, wenn sie einen Storch sahen, ausriefen: „Äbär, Goder, bring mi'n lütjen Broder!“ oder „Äbär, Bester, bring mi'n lütje Swester!“ Man sagte den Kindern aber auch, wenn sie sich eine kleine Schwester wünschten, sie müssten Zucker auf die Fensterbank streuen. oder, wenn es ein Bruder werden sollte, sie müssten Salz streuen.

Nur die Hebamme war bei der Geburt im Zimmer der Mutter. Sie war deshalb auch die

Erste, die bekannt gab, ob es ein Junge oder ein Mädchen sei. Der Klaps auf den Po des Neugeborenen durfte natürlich nicht fehlen. War es ein Junge, kam der erlösende Augenblick, wo der Bauer freudig ansagte: „Wi hefft'n Jung!“

Dieses Ereignis wurde dann auch bald allen Verwandten und Nachbarn wie ein Lauffeuer mitgeteilt. Über den Zuwachs waren alle hochofrennt, das bäuerliche Geschlecht war an Zahl stärker geworden. Um den Fortbestand des Hofes brauchte man nicht mehr zu bangen.

Dass die Mutter einige Tage im Bett bleiben musste, wurde damit begründet, sie sei vom Storch ins Bein gebissen worden. Da sie noch sehr geschwächt war, durfte sie sich beim Hinsetzen am Bettquast, ein Tau, dass am unteren Ende des Bettes befestigt wurde, hochziehen.

Der 91-jährige Johannes Mindermann aus der Lindenstraße konnte sich an dieses Erlebnis noch gut erinnern, da er es von der Geburt seiner jüngeren Schwester her kannte.

Zu essen bekam die junge Mutter früher „Haferwellje un frische Zupp“, dann später im 20. Jahrhundert „Broodzupp un Boddermelkswarmbeer“. Die Geburten verliefen früher nicht immer so glatt und so kam es nicht selten vor, dass die junge Mutter an Kindbettfieber erkrankte.

Für die Kinder war es ebenfalls ein besonderer Tag. Sie durften nun loslaufen und überall in der Nachbarschaft und bei nahen Verwandten von dem freudigen Ereignis berichten. Sie machten das natürlich auf plattdeutsch, indem sie ausriefen: „Ik schöll von us Mudder un Vadder schön gröten un anseggen, dat wi eene lütje Swester (oder auch „eenen Lütjen Broder“) kregen hebbt!“ Sie wurden dafür nach altem Brauch mit einem Groschen belohnt.

Neugierige Nachbarinnen kamen dann zum „Pötjenkieken“ und gaben mit krummen Arm. Das heißt, sie kamen mit einem selbst gefertigtem Geschenk für den „lütjen Kiekinnewelt“. Die Jungen bekamen blaue und die Mädchen rosa Stricksachen geschenkt.

Taufe

Die Taufe ist eine rein christliche Handlung. Im Allgemeinen ließ man sich nicht viel Zeit, um das Neugeborene zu taufen. Man bangte um die Sicherheit des Kleinkindes, denn bis zur Taufe war es noch von der Christengemeinschaft ausgeschlossen. In der Regel erfolgte sie schon am dritten Tag nach der Geburt. Ob das Kind in der Kirche oder zu Hause getauft wurde, war eine Kostenfrage. In der Kirche waren die Gebühren niedriger.

Die Namensgebung war weniger schwierig. Bei den Jungen kommen auf den Höfen die Namen der Väter und Großväter immer wieder vor. Damit wollte man zu verstehen geben, dass es sich unverwechselbar nur um „diesen Hof des Harm Mindermann“ handelte.

Wollte man nun nicht unbedingt den Namen des Vaters unmittelbar auf das Kind übertragen, ging man eine Generation weiter zurück. So kam es öfter vor, dass Großvater und Enkel beide Harm, Dirk oder auch Marquard genannt wurden.

Meistens bekam das Kind einen Vornamen nach einem der Taufpaten. Im 18. und 19. Jahrhundert hatte ein Kind auch mehrere Vornamen aber nur einen Rufnamen. Ein Kind der Familie Lankenau in Brillkamp kam dabei auf 9 Vornamen.

Bei den Jungen kamen im 18. und 19. Jahrhundert folgende Vornamen öfter vor:

Johan(n), Henrich (Heinrich), Clauß, Christian, Harm (Hermann), Bösche, Hibbel, Lüder, Stoffer (Christoffer), Dirk oder Diederich, Borghard, Wülbern, Daniel, Titje und Wilken.

Bei den Mädchen waren es überwiegend folgende Vornamen:

Gretje (Margarethe), Anna, Alke, Mettje, Alheid, Alfke, Sophie(a), Gesche, Magdalene, Beke, Becka (Rebecca), Elisabeth, Küneke, Wübke, Thrina, Marie, Margarete oder Ließbet.

Nach altem Brauch wurden, wie auch heute noch, Taufpaten ausersehen. Die Taufpaten wählte man einmal mütterlicherseits und einmal väterlicherseits aus. Es kam aber durchaus vor, dass ein Pate aus dem Verwandtenkreis und einer aus der Nachbarschaft kam.

Nicht selten wurden sogar vier und mehr Taufpaten aufgeführt. Im 17. und 18. Jahrhundert nannte man die Taufpaten „Gevadder“, im 19. Jahrhundert auch Taufzeugen. Der Pate hatte neben den Eltern über das Wohlergehen des Kindes zu wachen. Es genügte aber nicht, dass er ihm nur ein Namenpate war.

Aus diesem Grunde wurden nicht nur ältere Leute, sondern oft jüngere genommen. Vom Pastor wurde das neugeborene Kind als auch die Eltern und die Taufpaten in das Taufregister eingetragen, uneheliche in ein extra Register.

Es kam nicht selten vor, dass Kinder, wenn sie sehr zart waren und man Bedenken hatte, dass sie nicht überleben würden, die Nottaufe erhielten.

Die Tauffeierlichkeiten waren in früheren Tagen eine Angelegenheit der näheren Verwandtschaft. „Dat Dööpkleed“ wurde bei jeder Geburt wieder aus dem „Schapp“(Schrank) geholt und dem Täufling angezogen. Von der Familie wurde die Taufe herbeigesehnt, denn die junge Mutter durfte sich vor der Einsegnung nicht in der Öffentlichkeit zeigen.

Die Hebamme fuhr mit zur Kirche und hatte einen „Zuckerplünnen“ in der Hand, wenn das Kind plötzlich schreien sollte.



Junge mit Hund beim Milchabholen von der Weide

Bei der Taufe hielten die Taufpaten abwechselnd den Täufling über das Taufbecken. In der Oytener Kirche läuteten dabei die kleinen Glocken. Zu Hause angekommen überreichte die „weise“ Hebamme das Kind mit den Worten: „As Heide hebb ik em gräpen, as Christ bring' ik em wedder!“

Beim „Dööpäten“ saß man dann noch lange in fröhlicher Runde beieinander. Eines besonderen Zeremoniells kann sich niemand mehr erinnern. Das kam lediglich in einer bestimmten Reihenfolge beim Essen zum Ausdruck.

Kindheit und Schulzeit

Die Kindersterblichkeit war früher sehr hoch. Etwa 30 % der Kinder starben bis Ende des ersten Jahres. Sie starben entweder schon bei der Geburt an Schwäche oder aber an Brustseuche, hitzigem Fieber, am Schlege, Frieseln, Brustkrankheit oder Blattern (Kirchenarchiv um 1780). Heute stirbt kaum noch ein Kind in diesem Alter.

Auch gegen Krankheiten hatte Oma altbewährte Mittel bereit. Wollten die Milchzähne nicht kommen, halfen bestimmt Feigenwurzeln. Weinte das Kleinkind, schaukelte Oma gleich die schön geschnitzte Wiege mit den Worten: „Wi künnt dat arme Kind doch nicht schreen laten“

Das Kind lernte von klein auf den bäuerlichen Betrieb kennen und wurde in den weiteren Jahren auch stark durch die Landwirtschaft geprägt. Oft musste es zu Hause mithelfen und kleine Dienste, wie Besorgungsgänge, Viehfüttern, Versorgung des Federviehs, Abwasch in der Spülküche, Pumpen des Trinkwassers auf der Weide oder Reinigen des Hofes verrichten. So wuchs es also allmählich hinein in das arbeitsreiche Dasein des ländlichen Betriebes.

Eine Schultüte zur Einschulung gab es damals nicht. Zu Hause wurde nur Plattdeutsch gesprochen. Erst in der Schule lernte man die hochdeutsche Sprache. Der Weihnachtsmann brachte im Jahr vorher

Tornister und Tafel. Den Weg zur Schule mussten die Kinder in der Regel in Holzschuhen zurücklegen, auch wenn es von Oyterdamm zur Schule nach Oyten ging.

Die meisten Bauern meinten damals, während der Hauptbestell- und Erntezeiten von Ostern bis in den Herbst hinein nicht auf die Hilfe der vielen kleinen Hände verzichten zu können. Man hörte dann und wann auch schon mal den Ausspruch: „Maakt us de Kinner nich to klook, anners verdaarvt ji se för de Arbeit!“

Im Sommer waren die Schulen schwächer besetzt als im Winter, da die Schüler in dieser Zeit zu Hause bei der Arbeit benötigt wurden. Im Winter betrug die Stundenzahl etwa 30 Stunden, während in den Sommermonaten nicht einmal die Hälfte der Stundenzahl gelehrt wurde.

Vor dem Schulbau in Oyten mussten die Schüler den weiten Weg nach Achim machen, um die dortige Schule zu besuchen. In Oyten und Bassen gab es schon im 17. Jahrhundert Schulen, während die Schulen in Sagehorn, Mühlentor, Meyerdamm und Brammer ab dem 19. Jahrhundert nach und nach folgten.

Der Lehrer galt damals als Respektsperson. So übernahm er auch viele Erziehungsaufgaben. Das „Guten Morgen, Herr Lehrer“ am Anfang der ersten Stunde war daher eine Selbstverständlichkeit. In der Klasse saßen Jungen und Mädchen nach alter Sitzordnung seitenweise getrennt, die Mädchen links, die Jungen rechts. Die Hände gehörten, nach Möglichkeit noch gefaltet, artig auf den Schultisch.

Eine Schulregel aus dem 19. Jahrhundert gibt hierüber weiteren Aufschluss:

- 1. Alle Schüler sitzen anständig gerade, mit dem Rücken angelehnt, in Reihen hintereinander.*
- 2. Jedes Kind legt seine Hände geschlossen auf die Schultafel.*
- 3. Die Füße werden parallel nebeneinander auf den Boden gestellt.*
- 4. Sämtliche Kinder schauen dem Lehrer fest ins Auge.*
- 5. Sprechen, Plaudern, Lachen, Flüstern, Hin- und Herrücken, heimliches Lesen und neugieriges Herumgaffen dürfen nicht vorkommen.*
- 6. Das Melden geschieht bescheiden mit dem Finger der rechten Hand. Dabei wird der Ellbogen des rechten Armes in die linke Hand gestützt.*
- 7. Beim Antworten hat sich das Kind rasch zu erheben, gerade zu stehen, dem Lehrer fest ins Auge zu schauen und in vollständigen Sätzen rein und laut zu sprechen.*

Da es im 19. Jahrhundert noch keine Turnhallen gab, wurde der Sportunterricht nach draußen auf den Schulplatz oder auf eine benachbarte Wiese verlagert. Damalige Mannschaftswettkämpfe waren Schlagball, Völkerball, Faustball oder Tauziehen.

Im 19. Jahrhundert war es für die Schüler unseres Dorfes unmöglich eine weiterführende Schule zu besuchen. Bei uns auf dem Lande bedeutete das Wort „Ut'e School kamen“ fast immer Schulentlassung und Konfirmation. Nach acht Jahren Pflichtbeschulung war für die 14- bis 15-jährigen damit das Spielen vorbei. Sie wechselten sofort nach Ostern in die Berufswelt über.

Aber nicht immer saßen die Schüler artig in ihren Schulbänken und folgten den Anordnungen ihrer Lehrer. So kam es schon einmal in der Oytener Schule vor, dass sich besonders die älteren Schüler einen Schabernack ausdachten. Einer der Schüler rief in die Klasse: „Herr Schulz. hier läuft 'ne Maus!“ Die Mädchen stiegen sofort auf die Bänke und die Jungen kippten den Kohlenkasten um, da die Maus dort hinein



Konfirmation mit Pastor Jansen

gelaufen sein sollte. Die Maus wurde natürlich nicht gefunden, aber die Stunde war mit dem Einräumen mehr als ausgefüllt.

Wenn der Schuldige bei Streichen festgestellt werden konnte, holte Lehrer Schulz seinen „Reetstock“ hervor und er bekam genau abgezählte Schläge auf seinen „Allerwertesten“. Er klemmte den Kopf des Schülers zwischen seine Beine, zog seine Hose mit spitzen Fingern hoch, holte dann mit einem gewaltigen Schlag aus und bedachte alles mit den Worten: „Wer Pech anfasst, besudelt sich!“

Dass er einmal dabei vom Schüler ins Bein gebissen wurde, kam auch für ihn überraschend.

Konfirmation

Mit der Konfirmation begann ein neuer Lebensabschnitt des Dorfkindes. Alle Einwohner unserer Gemeinde waren kirchlich orientiert und so wurde auch jedes Kind mit etwa 14 Jahren konfirmiert. Alle gehörten fast ausnahmslos der evangelisch lutherischen Kirche an. Zwei Jahre Vor- und Hauptkonfirmandenunterricht lagen hinter ihnen.

Das Gelernte wurde in einem Prüfungsgottesdienst vor der Konfirmation abgefragt. Karfreitag gab es dann mit der Familie zusammen das Abendmahl und Palmarum die Konfirmation.

Die Konfirmanden hatten sich an diesem Tage besonders herausgeputzt. Die Mädchen erschienen in einem schwarzen Kleid und die Jungen nach Möglichkeit in einem dunklen Anzug und steifem Hut. Der Pastor zog in feierlichem Zug mit den Konfirmanden um

die Kirche und die Vorkonfirmanden streuten Blumen. Die Feier fand danach still und einfach zu Hause statt. Zuweilen mussten die Konfirmanden aber schon am Nachmittag wieder Hofarbeiten verrichten oder mit aufs Feld.

Dorfjugend

Nach der Konfirmation trat der Jugendliche aus der Unbekümmertheit der Kindheit heraus. Ihn erwartete nun die volle Wirklichkeit des Lebens. So wuchs er denn in der Regel früh zu einem selbständigen Menschen heran.

Die Bauernkinder blieben bis ins 20. Jahrhundert hinein größtenteils auf dem elterlichen Hof, Kinder von Häuslingen oder Anbauern verdienten sich als Knechte oder Mägde ihr tägliches Brot. Nur wenige wurden als Handwerker benötigt. Der Lohn war karg, denn das meiste Einkommen wurde schon als Kostgeld abgezogen.

Auch Anfang des 20. Jahrhunderts war das Salär eines Lehrlings sehr niedrig, obwohl es zumindest einen 12-Stunden-Tag gab. Nach Feierabend musste noch alles wieder aufgeräumt und gefegt werden.

Ein Lehrvertrag aus dem Jahre 1927 besagt, dass ein Zimmermannslehrling mit 11 Pfennigen im ersten und 74 Pfennigen pro Woche im vierten Lehrjahr auskommen musste. Zu Weihnachten, zum Freimarkt und zum Schützenfest gab es ein paar Mark extra auf die Hand.

In der Freizeit begegnete man sich entweder beim Tanz auf der Bauerndiele oder in der Spinnstube. Oft war es dann so, dass die Jungen am Abend nach dem Kartenspielen bei den Mädchen vorbeischauten.

Verlobung

Unsere Vorfahren dachten über ein Verlöbniß wesentlich anders, als dies heutigen Tages der Fall zu sein pflegt. Früher wurde nämlich die Verlobung der Ehe gleich gestellt. So heißt es beispielsweise in einer Verordnung vom Jahre 1690, die auch Dr. Windels in seiner Achimer Chronik anführt:

Es soll keine Tochter / bey leben ihrer Eltern / oder eines von beiden / ohne Vorwissen oder Consens Vater oder Mutter / sich mit irgend einem Manne / öffentlich oder heimlich zu verloben mächtig seyen /

Wenn aber Vater und Mutter BEYDE mit dem Tode abgegangen /so soll die Tochter / so noch in Jungfrau-Stande ist / zum Manne sich nicht verloben / ohne ihrer nächsten Bluts-Freunde und Vormünder Rath und Bewilligung.

Die Ehe wird nicht durch den Beyschlaf / sondern durch die Einwilligung (das ist Zusage) gestiftet. Allein die Einwilligung / ob der Beyschlaf gleich nicht erfolget / macht die Ehe.

Ein öffentlich Verlöbniß stiftet eine rechte redliche Ehe: Darum so ist auch ein Verlobter gewißlich ein rechter Ehemann.

Wenn das Jawort gegeben / so ist es ganz kräftig vor GOTT / durch seine Ordnung zusammen gefüget / kann auch von niemand als von GOTT durch den Todt geschieden werden.

Es werffe der Teuffel alsdann darzwischen / was er wolle / er säe Merlin aus / er treibe Calumnien und Geschwätz-Werck auf / so kann er doch nichts ausrichten / er muß solche Ehe eine Ehe seyn lassen.

Man saget nicht übel von den Verehelichten: Die fleischlich sind / mögen Gott nicht gefallen.

Früher huldigte man dem Grundsatz: „Jung gefreit, hat niemand gereut!“ Die Mütter waren darauf bedacht, ihre Töchter bis zum 24. oder 25. Jahre aus dem Hause

„hinausgeräumt“ zu haben, denn „sonst verloren sie den Geschmack“ und wurden nicht mehr gewertet wie „Steckröben na Wiehnachten“.

Immerhin war damals auf dem Lande das Sitzenbleiben eines Mädchens eine Seltenheit. „Daar is keen Pott so scheef, daar paßt 'nen Deckel up“, lautete die landläufige Redensart. War das Mädchen nur gesund, konnte es ordentlich arbeiten und hatte es „düchtig wat in'ne Melk to plücken“, dann fanden sich schon genug Liebhaber.

Zwar hielt man möglichst streng darauf, dass der Stand zueinander passte, Bauer zu Bauer, Kötner zu Kötner und Häusling zu Häusling. Die Frage, ob sie gut miteinander auskommen würden, war von untergeordneter Bedeutung.

Man sah auch nicht gern, wenn der oder die jüngere vor einem älteren Bruder oder einer älteren Schwester heiratete und sagte dann wohl: „Man föhrt den Havern nicht vör den Roggen in!“ In diesem Fall musste dann der Ältere auf der Hochzeit einen Ehrentanz in Holzschuhen ausführen. Fand sich das Herz zum Herzen, dann tanzte man miteinander auf der Bauerndiele oder an den winterlichen Spinnabenden.

Sehr oft war aber der hartnäckige Wille der Eltern ausschlaggebend und in diesem Falle heiratete dann Geld zum Gelde. So galt daraufhin der Satz: „Schölln wi nicht use Holschen ünner enen Disch stäken?“ Hatten sich daraufhin zwei Menschen das Jawort gegeben, hieß es „Se sind mit'nanner verspraaken!“.

War man sich einig, wurde gleich ein Termin für die Brautschau ausgemacht. Besichtigt wurde der Hof und das Haus des zukünftigen Paares. Da meistens der Sohn einheiratete, lernte die Braut ihr späteres Reich kennen. Nach einer Einigung wurde daraufhin auf dem Hofe der Braut eine standesgemäße Verlobung, „de Löff“, gefeiert.

Das Eheversprechen

Schon zur Verlobung setzten sich die Brauteltern, das junge Brautpaar und die Trauzeugen zusammen, um den Ehevertrag aufzustellen. Dass das junge Paar am Tage der Hochzeit den Hof übernahm, war die Regel. So wurde dann auch das Altenteil der Bräutigamseltern und die Mitgift für die anderen Kinder bestimmt. Beides, Altenteil und Mitgift wurde nach der Größe des Hofes bemessen. Der Hof musste lebensfähig erhalten werden. „Mehr kann de Hoff nicht drägen!“ Diesem Gesichtspunkt hatten sich die Kinder zu unterstellen.

Einen solchen Ehevertrag nannte man früher auch Brautschatz. Sie waren in dieser schriftlichen Form bis Ende des 19. Jahrhunderts üblich. Mir liegen über alle Häuser oder Höfe, die bis 1900 bestanden, noch mehrere solcher Aufzeichnungen vor.

Um zu zeigen, wie genau und gewissenhaft man damals alles berücksichtigte, möchte ich ihnen ein Dokument der Hofstelle Oyten Nr. 3 aus dem Jahre 1834 näher vorstellen. Es beginnt so:

Kund und zu wissen sei hiermit jedermann, sonderlich dann daran gelegen, dass am untengesetzten Dato eine christliche Eheverlobung unter dem ehr- und achtbaren Hinrich Fehsenfeldt, ältester Sohn des weil. Lüer Fehsenfeldt, Baumanns zu Oyten, als Bräutigam und die ehr- und tugendsamen Anna Adelheit Köster, Tochter des ehr und achtbaren Wittwer Köster, Gutsh. Pächters zu Lessel, als Braut im Beisein und unter Bewilligung beiderseits Eltern und nächsten Anverwandten ist verabredet, geschlossen und vollzogen worden.

Sollte die Braut schwanger sein, steht für ehr- und tugendsame nur Jungfrau).

§ 1 Bräutigam und Braut versprechen sich einander zur Ehe zu nehmen und sich alle christliche eheliche Liebe und Treue zu beweisen, und wollen auch demnächst diese verabredete Ehe durch priesterliche Copulation bestätigen lassen.

In § 2 steht dann die Hofübergabe von der Mutter des Bräutigams, der Witwe Adelheit Fehsenfeld, an ihren Sohn Hinrich.

§ 3 Die Braut bringt ihrem Bräutigam zu und verspricht ihr Vater Wilken Köster ihr an Brautschatz mitzugeben:

a) An baarem Gelde 1000 rth, schreibe 1000 Reichsthaler in Golde, welches am Brautmorgen in einer Summe ausbezahlt wird.

b) An Vieh:

1. Zwei Pferde, das eine gleich am Brautmorgen und das andere zwei oder drei Jahre nachher.
2. Zwei Kühe, welche beide am Brautmorgen verabreicht werden.
3. Zwei Rinder, welche zwei Jahre nach dem Brautmorgen ausgegeben werden.

c) An fertiger Aussteuer:

1. Einen Kleiderschrank, eine Richtebank, eine Komode und einen Koffer (Truhe).
2. Ein vollständiges Bett nebst Ehrenkleid .
3. Einen landüblichen Brautwagen nebst allen den Sachen und Schwierigkeiten, der zu einer ordentlichen Aussteuer erfordert werden.

Damit soll dann aber die Braut völlig abgefunden sein und soll für weiter keine Ansprüche an das väter- und mütterliche Vermögen zu machen haben.

§ 4 Die abzutretende Altmutter bedingt sich Folgendes zum Altentheil aus:

a) Wenn sie bei den jungen Leuten am Tische bleibt, so erhält sie zum jährlichen Nothgroschen 2 Himbtsaat gedüngten und 2 Himbtsaat ungedüngten Rocken, sowie auch 2 Himbtsaat mit Buchweitzen, welches die Mutter nach ihrem eigenen Gefallen jährlich auswählt. Das Stroh, welches von diesem Korn kömmt, behalten die jungen Leute.

b) Wenn sie nicht bei den jungen Leuten am Tisch bleibt, so fällt zwar das Vorstehende weg, dagegen erhält sie dann:

1. Die Stube und Kammer an der Ostseite des Hauses zur Wohnung nebst freiem Licht und freier Feuerung.

2. Eine milchgebende Kuh, und zwar nächst der Besten, welches die jungen Leute mit den ihrigen füttern und weiden müssen.

3. Die Hälfte eines fetten Schweines von 100 Pfund und 20 Pfund Rindfleisch.

4. 2 Hbts. gedüngten und 2 Hbts. ungedüngten Rocken nebst 2 Hbts. Buchweitzen, welches die Altmutter selbst auswählt. Auch erhält sie 12 Himbten reine Rüben nach Gewicht.

5. Ein Tagewerk Heuland auf der Wümme, welches sie auch selbst auswählt, und das die jungen Leute ihr mähen, trocknen und einfahren müssen.

6. Auch erhält sie alle Jahr ein Viertel Leinsamen gesäet, welches von den jungen Leuten zwar bearbeitet wird, wozu aber die Altmutter den Samen anschafft.

7. Das nöthige Gemüse und die Gartenfrüchte nimmt sie, woher die jungen Leute sie nehmen.

8. Wenn das Obst reif ist, wählt sie für sich einen Apfel- und Birnbaum aus.

9. Zur Aufbewahrung ihres Kornes und Heues erhält sie den nöthigen Bodenraum, sowie ihr auch gestattet sein soll, 2 Hühner auf der Diele frei gehen zu lassen.

10. Ferner sind die jungen Leute verpflichtet, die Altmutter mit Wollenzeug und Schuhen zu versehen, so wie auch, wenn sie alt und schwach wird, sie zu hegen und zu pflegen, und wenn es nöthig ist, ihr eine Magd zu halten.

11. Wenn die Mutter zur Kirche oder irgend anders wohin fahren will, so bedient sie sich dazu der jungen Wirthspferde und Wagen. Dabei wird aber bey erwartet, dass dasjenige vom Altentheil, was die Altentheilerin nicht selbst verzehrt oder verbraucht den jungen Leuten zu Gute kommen soll.

§ 5 Endlich ist unter den Verlobten ihrer zeitlichen Güter wegen bei Ermangelung leiblicher Erben die Regel: „Längst Leib, längst Gut“ festgesetzt, so und dergestalt, dass einer des anderen williger Erbe sein soll.



Eine Oytener Hochzeitskutsche 1961

Unterschrieben ist sodann die Urkunde von dem jungen Ehepaare, den Eltern und den Trauzeugen. Im 19. Jahrhundert ist es aber durchaus keine Seltenheit, dass noch mit drei x x x unterschrieben wurde.

Bauern und Kötner konnten ihren Namen meistens schon schreiben, während bei Häuslingen und zum Teil bei Anbauern dieses noch sehr schwierig war

Wir sehen in diesem Eheversprechen, dass der Anspruch der Altenteilerin nicht gering war und das das junge Ehepaar nicht sorgenfrei in die Zukunft schauen konnte und einige Lasten zu tragen hatte.

Wenn Geschwister da waren, mussten diese nämlich auch noch ausgezahlt und abgefunden werden.

In einem landüblichen Brautwagen, nebst „*allen den Sachen und Schwierigkeiten*“ so wie er üblich war und in § 3 beschrieben ist, sollte mindestens folgendes sein (Original):

- ein Kleiderschrank*
- eine Richtebank (Anrichte)*
- 1 Butterfass*
- 1 eiserner Grapen (dreibeiniger Topf)*
- mehrere steinerne Milchsätten (Schalen)*
- zum Ansetzen von Sauerteig*
- mehrere Braken zum Flachsbrechen*
- 1 Hechelstuhl und Hechel für Flachs*
- 1 Milcheimer*
- 1 eichener Balgen (Wasserfass)*
- 1 Mangelholz (zum Glätten der Wäsche)*
- 1 Handtuchträger*
- 1 Tellerbort*
- mehrere hölzerne Teller und Löffel*
- 1 Handkorb*
- 1 Reibe*

1 Durchschlag und 1 Treite zum
 Flachsbrechen
 1 Gießkanne
 1 messingem Kessel
 1 Dreschflügel
 1 Forke, 1 Harke
 1 Kleiderbürste
 1 Kammfutter und 2 Kämmen
 1 Elle (= 58,4 cm)
 1 blecherne Füllkelle, 1 Zinnschale
 9 zinnerne Teller und Löffel
 3 Zinnschüsseln
 1 Unterbette, 1 Oberbette
 1 Pfühl, 4 neue Küssen
 1 Ueberzug nebst 9 Bettlaken
 9 Tischlaken
 9 Handtücher
 6 Binsenstühle
 6 Stuhlküssen
 1 Kruss mit einem zinnernen Deckel
 (Bierkrug)
 1 Krüsel (Tran- oder Öllampe)
 1 Laterne
 1 Nadelküssen
 1 Scheere
 1 Röste zum Brotrösten
 1 Feuerzange, 1 Feuerhaken
 1 Schaufel
 1 Waschbalge
 1 Waselken (verm. eine Waffeleisen)
 1 Salzfass
 1 neuer eichener Koffer
 6 Säcke
 1 Spiegel
 6 Paar Tassen
 1 Winde
 1 Haspel
 1 Spinnrad.

Polterabend

Ein besonderes Erlebnis ist für die Jüngeren der Tag vor der Hochzeit, der Polterabend. Der Polterabend soll im ursprünglichen Sinne die bösen Geister vertreiben. Schon am Nachmittag sind Braut und Bräutigam im engsten Familienkreise standesamtlich getraut worden.

Die Mädchen und Jungen des Dorfes lassen es sich am Abend nicht nehmen, dem jungen Paare auf ihre Weise Glück zu wünschen. Im Ort wird altes Geschirr und anderes Porzellan gesammelt, um es vor dem Hochzeitshaus entzwei zu werfen. Scherben bringen Glück! Es dürfen aber keine Glasscherben sein, denn sie bringen Unglück ins Haus.

Der Bräutigam bedankt sich, indem er seine Gäste mit genügend Schnaps und Bier bewirtet. Vermutet man, dass die Braut schon Mutterfreuden entgegensieht, befestigen hämische Buben einen alten Kinderwagen auf den Schornstein und hängen Kinderwäsche auf eine Wäscheleine. Falls man einen früheren Liebhaber ausfindig gemacht hat, wird auch schon mal zu dessen Haus ein Häckselweg gestreut.

Hochzeit

Von einem langen Brautstande hielt man nicht viel, die Hochzeit wurde meistens zwei Monate nach der Verlobung gefeiert und fand in dem Hause statt, das zum Wohnsitz des jungen Paares wurde. Das Fest fand eigentlich nie im Winter statt, da dann das Rindvieh im Stall war und man nicht auf der Diele feiern konnte.

Das Aufgebot, welches an zwei Sonntagen zu erfolgen hatte, wurde vom Brautpaar persönlich ungefähr vierzehn Tage vor der festgesetzten Hochzeit beim Pastor bestellt. An den beiden Sonntagen, an denen die Brautleute „affkündigt“ wurden, hielten sie sich von der Kirche fern.



Hochzeit bei Köster 1935

Zur bäuerlichen Hochzeit wurden in der Regel alle Verwandten und das gesamte Dorf eingeladen, so auch die Häuslinge, Knechte und Mägde. Sobald der Termin feststand, besorgte die Einladung ein „Hochtiedsbidder“ entweder zu Fuß oder hoch zu Ross. Mit bunten Blumen oder buntseidenen Bändern war sein Hut geschmückt, wenn er bei allen Einzuladenden seinen gereimten Spruch aufsagte. Hier in den Anfangsversen aus dem 19. Jahrhundert wiedergegeben:

„Go'n Dag! Go'n Dag! – In düsset Huus
bring'k jo all den Hochtiedsbidder-Gruß.
Ik kam geschritten und nicht geritten
un will jo all to'r Hochtied bidden.
Neddersassen heet dat Land,
von wo'k bün vandage utesandt,
ebenda steiht dat Huus,
wo'k vonavend trügge muß.
De Brögam is Harm Meyer
un Jungfer Bruut Margrethe Dreyer.“

Ein Trinkgeld und von den jungen Mädchen ein buntes Band war sein Lohn.

Einige Wochen vor der Hochzeit musste das standesamtliche Aufgebot aushängen. Es war öffentlich einsehbar in einem verdrahteten Holzkasten bei der Gemeinde. Die Freundinnen der Braut schmückten ihn mit einem Kranz, böse Buben mit einem Strohseil, wenn sie bekunden wollten, dass es hohe Zeit wurde.

Früher wurde am Tage vor der Hochzeit der Brautwagen oder „Beddewagen“ zum Hause des Bräutigams gebracht. Es war ein schön geschmückter Wagen mit dem Brautschatz, bestehend aus der „guten Stube“ und vollgefüllten Kleider- und Leinenschränken. Immer dabei war der aufrecht stehende Besen als Sinnbild der Hausgewalt. Beim Abschied vom elterlichen Hof gab die Brautmutter ihrer Tochter das symbolische Salz und Brot mit auf den Weg.

Schon mehrere Tage vor der Hochzeit waren die Nachbarn außerordentlich fleißig gewesen und hatten die nötigen Vorbereitungen für die Hochzeit getroffen. Da nach alter Sitte das gesamte Dorf eingeladen war, wurden mindestens ein Rind, ein Schwein und zahlreiche Hühner geschlachtet. Die nächsten Nachbarn schenkten jeder ein Huhn, 12 Eier, 1 l Milch und 1 Pfund Butter.

Am Hochzeitstage holte der Bräutigam seine Braut mit einer Hochzeitskutsche, oft von vier Pferden gezogen, ab. Der Zug wurde von vier bis sechs Reitern auf dem Wege zur Kirche begleitet. Vor der Kirche standen die geladenen Gäste schon zum Empfang bereit, und die kleinen Kinder freuten sich, dass sie die Brautschleppe tragen oder Blumen streuen durften.

Da man früher sehr abergläubisch war, sollte die Braut mit dem rechten Fuß zuerst über die Türschwelle der Kirche gehen. Für Kinder und Erwachsene war es immer wieder eine helle Freude auf der Rückfahrt von der Kirche Tauen über die Straße zu spannen und dafür als Lohn entweder Bonbons oder eine Flasche Schnaps zu bekommen.

Zu Hause hatte inzwischen die „Köksche“ mit den Nachbarsfrauen das große Festmahl zubereitet. In unserer Gegend bestand es meistens aus einer Hühnersuppe, Frikassee, Braten mit Salat und Gemüse und als Nachtisch Welfenpudding. Gefeierte wurden die Hochzeiten immer in den warmen Sommermonaten entweder auf der Diele oder in einer großen Scheune. Im Winter war nämlich das Vieh im Stall und die Scheunen waren voller Heu und Stroh.

Bis zum Ersten Weltkrieg war es hier noch Sitte, dass man nach dem Essen zum Kaffee auf die Nachbarhöfe, bzw. Nachbarhäuser ging.

Der erste Tanz galt, wie auch heute noch, dem jungen Brautpaare. Jeder, der mit der Braut tanzen wollte, musste bei der Musik einen guten Taler hinterlegen. Dafür bekam er einen Ehrentanz. So tanzte sich die Braut nicht selten die Füße wund und die

Schuhsohlen kaputt. Die Alten tanzten die „Bunten“, Bremer Uffahrt, Schottsch-Quadrille, Kegelquadrille und Winddmüller, die Jungen moderne Tänze. Nachts um 12 Uhr gab es den Schleiertanz und der Brautschleier wurde zerrissen. Jeder hoffte natürlich, ein kleines Stück zu erhaschen.

Zu später Stunde gab es dann noch in der guten Stube ein Nachtessen. Es bestand aus Kaffee und Kuchen, Kartoffelsalat mit warmem Fleisch, Hühnerragout und saurer Sülze. Es war also meistens ein wahres Dorfgemeinschaftsfest.

Beerdigung

Wohl kaum eine christliche Amtshandlung war im Laufe der Jahre einem solchen Wandel unterworfen wie die Beerdigung. Im Kirchspiel Oyten ließ man den Leichnam in der Regel drei Tage über der Erde stehen, bis man ihn beerdigte.

Unmittelbar nach dem Tode erschienen die nächsten Nachbarn, wuschen den Toten, zogen ihm das Sterbehemd an und besorgten alle notwendigen Gänge. Das Totenhemd lag bereit. Es musste mit der Hand genäht sein und der Zwirn durfte keine Knoten enthalten, der Kissenbezug keinen Namen. Man verhängte den Spiegel, um nicht einen zweiten Toten zu sehen, hielt die Uhr an und öffnete das Fenster, um die Seele des Toten nach draußen zu lassen.

Der Nachbar zur Rechten ging zum Tischler, um den Sarg zu bestellen. Dann kam der Tischler, maß den Toten aus und machte den Leichnam zusammen mit den Nachbarn für den Sarg fertig.

„De Liekenbidder“, der in jedem Dorf vorhanden war, übernahm die Einladung des Trauergefolges und besorgte auch die Sargträger.

Der Sarg wurde auf der Diele aufgebahrt und blieb so lange offen, bis die letzten Verwandten vom Toten Abschied genommen hatten.

Die Ställe wurden verhängt und die Lichter auf dem Sarg durften nicht erlöschen.

Am Tage der Beerdigung wurde der Tote vor dem Sarg von den Schulkindern „ausgesungen“. Die Kinder erhielten dafür Butterkuchen und einen Obolus Öffnete sich nach den Worten des Pastors die „Grootdöör“ und die Kühe fingen an zu brüllen, so war das ein Zeichen, dass sie einen guten Herrn hatten und sein Scheiden ahnten.

Der Tote musste mit den Füßen zuerst aus der Tür getragen werden. Tür und Hoftor wurden danach fest verschlossen. Stets wurde der von alters übliche Leichenweg eingeschlagen. auch wenn es einen näheren oder besseren Weg zur Kirche gab.

Der Sarg wurde auf einen Leiterwagen gestellt, der von ruhigen Pferden vom Nachbarhof gezogen wurde. Wer auf dem Weg zur Kirche dem Trauerzug begegnete, blieb stehen und zog den Hut.

Mit dem Gottesdienst nimmt die christliche Gemeinde Abschied von ihren verstorbenen Gliedern, gibt ihnen das letzte Geleit und gedenkt mit den Angehörigen der Verstorbenen. Weil die Beerdigung Gottesdienst ist, ist sie auch ein Anliegen der ganzen Gemeinde.

In diesem Zusammenhang stehen das Mittagsgeläut am Sterbetag, die Abkündigung und Fürbitte im Sonntagsgottesdienst. Wenn der Verstorbene zu Grabe getragen wird, geht man immer vorn aus der Kirche hinaus und trägt den Toten links zum Süden um die Kirche herum.

Es läutet dann die mittlere Glocke. Nahe Verwandte werfen Blumen oder eine Hand voll Erde auf den Sarg ins offene Grab.

Nach der Trauerfeier kehren Verwandte und Nachbarn ins Trauerhaus zurück und trinken in stillem Gedenken noch eine Tasse Kaffee und essen Kuchen. Hierzu haben die Nachbarn vorher verschiedene Zutaten gebracht. In der Regel hat es hier ein „Fellversupen“ nie gegeben.

Die Kindersterblichkeit war in früheren Jahren sehr hoch. Im Jahre 1844 werden in unserem Kirchspiel insgesamt 54 Todesfälle verzeichnet, davon sind 24 Kinder unter 10 Jahre. Oft musste die Hebamme sofort die Nottaufe erteilen.

Als Todesursache traten häufig auf: Diphtherie, „Mundklemme“ (vermutlich Tetanus), Stickhusten, Hühnerhusten und Frieseln (Scharlach oder allergische und toxische Ausschläge).

Im Kindbett starben damals auffällig viele Frauen. Die toten Kinder wurden den toten Müttern mit in den Sarg gelegt.

Als Todesursache bei älteren Einwohnern ab sechzig Jahren werden neben den auch in unseren Tagen üblichen Krankheiten besonders oft Schwindsucht, Auszehrung und Altersschwäche angegeben.

Das Durchschnittsalter betrug im Schnitt nicht einmal 30 Jahre.

Aus vergilbten Blättern

Die Artikel sind in der Originalfassung übernommen worden.

Ein Königsempfang in Bassen.

Der 4. November 1865 war für die Einwohner Bassens ein besonderer Festtag, galt es doch den Landesvater, König Georg V. von Hannover, festlich zu empfangen. Der ganze Ort prangte im Schmuck von Ehrenpforten und Girlanden und die ganze Einwohnerschaft war auf den Beinen.

Diejenigen, die im Besitz von Pferden waren, hatten sich bereits auf den Weg gemacht, um den König, hoch zu Roß, an der Dorfgrenze nach Achim zu, von wo derselbe herkam, zu empfangen und ihm dann das Geleit nach Bassen zu geben.

Pünktlich um 10 Uhr vormittags, traf der Wagen des Königs, eskortiert von einer Schwadron der damals in Verden garnisonierenden Gardehusaren, in Bassen ein, wo vor der Gastwirtschaft von Höhns (jetzt Segelken) Halt gemacht wurde.

In der Begleitung des Königs befanden sich sein Sohn, der damalige Kronprinz und spätere Herzog Ernst August von Cumberland, der Flügeladjutant Oberstleutnant Carl Johann Christian von Heimbruch, und der Kultusminister Freiherr von Hammerstein.



Empfang für Georg V., den „blinden König“, in Bassen im Jahr 1865

Die Einwohner von Bassen, sowie die Schulkinder mit ihren Lehrern bildeten Spalier. Als Sprecher der Bassener Bevölkerung begrüßte der Grenzaufseher Mondschein den König, indem er ihm den Dank der Einwohnerschaft Bassens für seinen Besuch abstattete, worauf der Monarch mit freundlichen Worten erwiderte.

Dann unterhielt sich der König noch längere Zeit mit verschiedenen Einwohnern, wobei er sich nach ihren Verhältnissen und Anliegen erkundigte.

Nach halbstündigem Aufenthalt setzte der König die Reise fort, um über Ottersberg nach Kirchtimke im Kreise Zeven zu fahren, wo er an der Einweihung der selbst erbauten Kirche teilzunehmen beabsichtigte. Als sich der Zug in Bewegung setzte, begleiteten die Bassener den König noch bis zur Ottersberger Grenze.

Als der König gegen Abend auf der Rückfahrt wieder durch Bassen kam, ließ er abermals anhalten, da ihn besonders die Pferde der Bassener Reiter interessierten. Hierbei wurde der König auf den Landwirt Duhn in Bassen aufmerksam gemacht, der einen hervorragend schönen Schimmel ritt, für welchen der Monarch besondere Vorliebe hegte. Er ließ deshalb Duhn an seinen Wagen kommen und äußerte sich in anerkennenden Worten über dessen schönes Pferd, wobei er sich nach der Abstammung desselben erkundigte.

„Ja, Herr König“, meinte Duhn treuherzig, „dat glöv ik sachs, dat se de Schimmel gefällt, de is ok von Wilkens ehrn Hingst!“ Gemeint war damals der Gastwirt Conrad Puvogel (Wilkens' Haus) in Achim (jetzt Drei Kronen), welcher sich derzeit einen schönen Schimmelhengst zum Decken hielt.

Beilage 1937 im Achimer Kreisblatt.

Oyten 1757

Arend Gercke in Oyten, ein hiesiger Kirchen-Meier, meldete sich in dieser unruhigen Zeit bey mir, das er unumgänglich sich resolvieren müßte, sich fordersamst mit seiner Braut Marie Puvogels, weiland Johann Puvogels in Schafhausen eheliche Tochter, welche in sein Haus einheiratete, proclamieren und copulieren zu lassen.

Desgleichen geschah zu gleicher Zeit von Harm Mahncken von Bassum (Bassen), Meier von dem Herrn Landrat von Klencke, welcher sich mit Margret Ratjen, Johann Ratjen in Uesen Tochter, wollte proclamieren und copulieren lassen.

Ich forderte von beyden vorhero in Ansehung der Bräute, ob sie gleich beiderseits in eine Königliche Meier-Stelle zu wohnen kommen, den Gutsherrn. consens, ehe ich die proclamat. verrichten wollte; allein sie klagten mir, das sie nicht wüßten vor der französischen Armee nach Bremen zu kommen und überdies wäre ihnen zu Ohren gekommen, das Ew. Hochedelgeb. sich nicht gegenwärtig in Bremen befinden.

Ich habe darauf die proclamation von beyden verrichtet, und versprochen bei ihrer dringenden Noth da sie niemand im Hause hätten, der das ihrige in Aufsicht hätte, wenn sie zu Herrendienst gefordert würden, auch die copulation fordersamst, wenn sie zum letzten Mahl proclamiert, zu verrichten, wenn sie mir eine Versicherung geben wollten, dass sie, sobald es geschehen könnte, sich bey Ew. Hochedelgeb. melden wollten, damit des Herrschaftl. Interesses wegen nichts versäümet würde.

Da ich nun heute von dem hiesigen Herrn Einnehmer zufälligerweise erfahren, das Ew. Hochedelg. sich in Bremen aufhalten, so habe doch dieses zur Nachricht melden wollen, in Hoffnung, das sie bewanten Umständen nach gegen solche proclamation und copulation nichts werden einzuwenden haben.

Ich habe die Ehre mich und die meinigen Ew. Hochedelgeb. bestens zu empfehlen, und verharre mit aller Hochachtung

Ew. Hochedelgebohren Meines Hochgeneigten Herrn Intendanten gehorsamster Diener H. P. Corfinius

Achim, d. 7. September 1757
in großer Eile

Beilage Achimer Kreisblatt 1936

Zwei Verordnungen und Erlasse aus dem 18. Jahrhundert.

Gegen die Trunksucht

WIR GEORG DER ANDERE, VON GOTTES GNADEN KÖNIG VON GROSS_BRITANNIEN, FRANKREICH UND IRLAND, BESCHÜTZER DES GLAUBENS, HERZOG ZU BRAUNSCHWEIG UND LÜNEBURG, DES HEIL. RÖMISCHEN REICHS ERZ- UND SCHATZMEISTER UND KURFÜRST

fügen hiermit zu wissen: Nachdem wir höchst mißfällig vernommen, wie der Mißbrauch des Branntwein-Trinkens in den Städten und auf dem Lande überhand genommen erneuern wir die Verordnung unseres Herrn Großvaters von 1691 und ordnen an:

- 1. dass die durch den Branntwein zugezogene Trunkenheit ernstlich gehndet und diejenige, denen solche zu Schulden kommt, mit 3-tägigem Gefängnis bei Wasser und Brot bestraft werden sollen. Bei nicht verspürender Besserung soll dieses Laster mit der Karrenzucht und Spinnhausstrafe belegt werden.*
- 2. Wenn ein solcher besoffener Mensch in trunkenem Mut in Schlägerei oder anderes Unheil oder Verbrechen gerät, soll ihm die Trunkenheit, wenn sie auch im höchsten Grade wäre, zu keiner Entschuldigung gereichen*

3. .. sie müssen darauf acht haben, dass hinfort der Mißbrauch des Branntweins bei Hochzeiten und Kindtaufen und anderen Zusammenkünften gänzlich abgestellt und gemäß unserer Verordnung gehndet werde.

4. Damit sich niemand mit Unwissenheit entschuldigen kann, soll dieses Edikt und Verbot jährlich am Sonntag nach Trinitatis bei Erklärung des Evangeliums von Greuel der Verwüstung von allen Kanzeln öffentlich verlesen werden.

Gegeben in unserer Residenz-Stadt
Hannover, 5.12.1736
GEORG REX

Heimatkalender 1967

Gegen die Pferdediebe

WIR GEORG DER ANDERE.....

Demnach Wir nötig finden auch in unseren Herzogtümern Bremen und Verden die in unseren Teutschen wider die Pferdedieberei schon vor vielen Jahren erlassene Verordnung ergehen zu lassen: So setzen, ordnen und wollen Wir, dass der – oder diejenigen es sei im Felde, auf Weiden oder Wiesen oder auch in Häusern und Ställen Pferdediebereien ausüben ohne jede Gnade mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden sollen.

Auch sollen Hehler und Ratgeber mit scharfer Lebens- oder Leibesstrafe belegt werden.....wer Pferdediebe der Obrigkeit namhaft macht, soll von jedem gestohlenen Pferde 5 Reichstaler erhalten.....

Diese Verordnung soll jeden 6. Sonntag nach Trinitatis von den Kanzeln verlesen werden.

Gegeben Hannover, den 30.9.1740

Heimatkalender 1967

Bassen um 1803

In der Franzosenzeit (1803-1813) unter Napoleon hatten auch die Bassener Einwohner zu leiden. Die Einquartierung im Dorf belief sich durchschnittlich auf 200 – 300 Franzosen, die für sich und ihre Pferde Unterkunft und Verpflegung verlangten. Hinzu kam die Kontribution, deren Auszahlung oft willkürlich verlangt wurde.

Außerdem wurden die Einwohner zu vielen Kriegsfuhren gezwungen. Dazu nahmen die Bauern die schlechtesten Wagen, die im Dorf aufzutreiben waren, denn wenn diese zusammenbrachen, konnten sie umkehren.

Einmal, so wird erzählt, hielt neben der Schule ein französischer Offizier zu Pferde, ließ den Gemeindevorsteher Otten rufen und befahl, sofort eine Anzahl Wagen zu stellen. Otten machte Einwendungen. Da wurde der Offizier grob und fing an zu schimpfen. Otten aber, der ein kräftiger Mann war, entriss ihm die Reitpeitsche und versetzte ihm einige derbe Hiebe. Dann sprang er über den nächsten Zaun und flüchtete in die Felder.

Beilage Achimer Kreisblatt.

Oyten um 1800

Zeuge Hinrich Wiegand, Maurer in Achim (geboren in Intschede), 54 Jahre alt. „Als ich 13 Jahre alt war, habe ich für die Köthner zu Oyten die Kühe als Hirte gehütet, einen Sommer über, und hatte bei Peter Wilkens (Oyten Hs.-Nr. 18) eine Schlafstelle, während ich bei den Köthnern der Reihe nach rund die Kost erhielt. Damals habe ich die Köthner Kühe frei und ungestört auf dem Oyter Stoppelfelde geweidet – als das Korn vom Felde kam, auch der Hirte mit der Herde der Bauleute hütete ebenfalls daselbst. Wo die Bauer Kühe gingen, gingen auch die Köther Kühe, sie gingen ein durcheinander.“

Beilage Achimer Kreisblatt.

Bassen um 1880

Der Posten eines Nachtwächters war auch mitunter für dessen Familienangehörigen recht unangenehm. In Bassen war es z.B. in den achtziger Jahren noch so, dass dort der jeweilige Wächter der Nacht gehalten war, verdächtige Personen oder Unruhestifter, die er bei seinen nächtlichen Rundgängen aufgriff, festzunehmen, und für die betreffende Nacht an einer eigens zu diesem Zwecke an der Diele seiner Wohnung angebrachten Kette festzulegen.

Da der Nachtwächter, wenn er seine üblichen Runden noch nicht beendet hatte, diese fortsetzen musste, und die Familienangehörigen dann allein mit dem fremden Gast zu Hause blieben, bekamen diese aus Furcht vor dem Fremden nur wenig Schlaf, da die Ergriffenen vielfach versuchten, sich der angelegten Ketten zu erledigen, was natürlich nicht ohne beängstigende Geräusche vonstatten ging. Die Familienangehörigen hatten erst dann wieder Ruhe, wenn der Nachtwächter von seinem Rundgang zurückgekehrt war.

Hatten die Arrestanten nun die Nacht auf ihrem unbequemen Lager verbracht, so wurden sie am nächsten Morgen vom Nachtwächter zu Fuß von Bassen nach Achim zum Gefängnis gebracht. So hatten die Nachtwächter manchen Weg, auch oft zu späteren gerichtlichen Vernehmungen, zu Fuß von Bassen nach Achim zurückzulegen, was mitunter mit allerlei Unannehmlichkeiten und Widerwärtigkeiten verbunden war.

Beilage Achimer Kreisblatt 1938.

Leinewand als Lohn für die Dienstboten

Das meiste Leinen, das in unserer Heimat erzeugt wurde, blieb im eigenen Haushalt. Es ist auch noch lange üblich gewesen, dem Knecht oder der Magd jährlich eine bestimmte Menge Leinen als Lohnteil auszuhändigen. So bekam um 1840 ein

Knecht im Gogericht Achim jährlich Leinen zu zwei Hemden und zu zwei langen Hosen, einer Magd waren sogar 20 Ellen zugebracht.

Aus dem Jahre 1877 liegt von einem Bauernhof folgende Eintragung vor: die Magd erhält 96 Mark bar, 12 doppelte Enden Leinewand, ein hohes und ein niedriges Paar Stiefel und ein Kleid. Der Knecht bekommt 210 Mark, 12 doppelte Enden Leinewand, 2 Paar Schuh oder ein Paar Stiefel.

Im Kirchspiel Arbergen, wo mehr Flachsbaum als in den beiden anderen Kirchspielen getrieben wurde, bekam die Magd zwei Bremer Viertel Leinesamen ausgesät, die ihr in guten Jahren wohl 50 Pfund Flachs einbrachten.

Wenn sie den in den langen Winterabenden zu Leinewand webte, bekam sie in wenigen Jahren eine Wäscheaussteuer, die sich wirklich sehen lassen konnte. Und die Ware hielt ein Menschenalter und länger vor.

Beilage Achimer Kreisblatt.

Etwas von der Kleidung im Gogericht vor 150 Jahren

Man kann ruhig sagen, dass der Landmann im Gogericht Achim vor 150 Jahren überwiegend seine Kleidung aus eigenen Erzeugnissen herstellen ließ. Schafwollene Gewebe und Leinewand waren die Rohstoffe.

Das kurze blaue Wams (kurze wattierte Jacke) oder Kamisol (Unterjacke) war ebenso wie die blaue Hose, die damals fast durchweg schon lang getragen wurde, aus blau gefärbtem Leinen – vielleicht in Achim bei Färber Kruse vorschriftsmäßig behandelt.

Für die Festtagskleidung und die Kleidung der Wohlhabenderen können wir uns die Wämser aus dunkelblauem Wolltuch oder aus Wollaken ausmalen. Letzteres war ein Gewebe aus Wollgarn-Einschlag und flächsernem Scheergarn.

Eine Abart davon war Dullaken, das für Beinkleider Verwendung fand. In der weiblichen Kleidung trat vielleicht die Leinewand noch stärker hervor; zumal die Leinendruckereien schöne Muster auf den weißen Stoff zauberten und damit den Schönheitsbegriffen der Frauen und Mädchen sehr entgegenkamen.

Wie sehr man im Gogericht Achim noch ziemlich lange auf die Beinkleidung mit eigenen Erzeugnissen eingestellt war, mögen zwei Tatsachen zeigen.

Als im Jahre 1869 wegen Erlebnisauseinandersetzung für eine Kötnerstelle ein Inventarverzeichnis erstellt wurde, zählte man beim Hausgerät auf:

*3 Spinnräder
'1 Haspel
2 Schlepbraken,
2 hölzerne Braken
1 Garnwinde,
1 Mangel-Rollholz,
1 Webstuhl mit Zubehör
1 Scheerrahmen.*

Das andere ist die Versicherung eines alten Borsteler Einwohners, der dem Verfasser noch bekannt ist, dass er bis zu seinem 16. Lebensjahr, also bis zum Jahre 1885 kein gekauftes Stück am Leibe getragen hat.

Die Romantik der Spinnstuben und all die vielen Zubereitungsarbeiten bei der Flachsbereitung werden nicht wieder aufleben; denn was von der Technik überholt ist, lebt nur in Kunstwerkstätten und Museen versteckt weiter.

Aber die Erzeugung des Flachses wird weiter dem Landwirt verbleiben. Seine Aufgabe ist ihm gestellt.

Beilage Achimer Kreisblatt 1936.

Von Schafen und alten Schäfereien, z. B. vom Heinsberg, um 1859

Aus alten Akten liegt uns ein Bericht über die zur Mitte des vorigen Jahrhunderts von Cord Heitmann, Schäfer und Anbauer zum Heinsberg betriebene Schäferei vor. Dass das Wort Schäfer damals mehr bedeutete, als es schlechthin heute z., B. im Volksmund gilt, ist auch aus den amtlichen Vormundschaftsberichten des Cord Heitmann klar zu ersehen.

Überdies scheint eine gut fundierte Schäferei auch eine ersprießliche Einnahmequelle für den Besitzer gewesen zu sein. Außer mehreren Einnahmeposten von je 50 Taler Gold für verkaufte Wolle in einem Jahre, und zwar im Jahre 1859, finden wir in diesem alten Schriftstück als Vergleich unter derselben Rubrik den Vermerk: „Für eine verkaufte Kuh 25 Taler Gold vereinnahmt“.

Schon allein aus vorstehenden Angaben über den Wollverkauf kann man am besten ersehen, welcher Verdienst z.B. die Schafschur in einem Jahre erbrachte.

An anderer Stelle der Einnahmeposten stehen Einkünfte für verkaufte Schafe, die seinerzeit durchschnittlich 3-4 Taler Gold kosteten. Ferner steht hier noch zu lesen: „Am 29. September 1859 sind von dem Schafbestande des Cord Heitmann 143 Schafe verkauft, deren Preis indeß erst Michaelis 1860 fällig ist, mithin in nächster Rechnung zur Einnahme kommt“.

Da die Schäfer sich unter solchen Umständen sehr gut einen Groschen erübrigen konnten, zudem meist in primitiven Verhältnissen ihr Leben fristeten, so wurde manch blanker Taler auf die Sparkasse gelegt, oder aber an bedürftige Volksgenossen verliehen.

Aus Vorstehendem kann also wohl mit Recht geschlossen werden, dass eine Schäferei, wie z.B. die vorstehend beschriebene, recht umfangreich und schwierig war, und vom Besitzer allerlei Fach- und Sachkenntnisse erforderte.

Obiger Cord Heitmann war gebürtig aus dem Badenerholz, und im Jahre 1797 geboren. Er kam von hier zur Laheit, wo er sich als Schäfer betätigte. Von dort zog er später nach Bassen zum Heinsberg, wo er sich kurz hinter der jetzigen Gastwirtschaft „Zum Heinsberg“ ein kleines Häuschen erwarb. Von hier aus hat er dann seine später umfangreiche Schäferei verwaltet.

Nach seinem Tode im Jahre 1858 sind dann Vormünder für die minderjährigen Kinder eingesetzt worden, die den Betrieb bis zur Volljährigkeit des ältesten Sohnes Claus buchmäßig verwalteten. Mehr als einmal findet man dann Beanstandungen der vorgelegten Abrechnungen.

Selbst die unscheinbarste Geringfügigkeit wurde zum Anlaß genommen, neue Termine anzuberaumen, sei es wegen einer fehlenden oder gar nur unleserlichen Quittung.

Wenn auch vielleicht von Seiten der Vormünder keine schlechten Absichten vorlagen, so ging eben auch hier das Recht seinen Gang.

Beilage Achimer Kreisblatt 1936.

Oyten um 1800

Infolge des Buschreichtums der Wiemark war es in älterer Zeit üblich, das fast sämtliche Bewohner des jetzigen Achim hier ihren Bedarf an Busch- und Brennholz deckten. Dass hierbei Streitigkeiten und Reibereien, die einmal sogar in Totschlag ausarteten, nicht fernblieben, davon zeugt folgendes Schriftstück aus dem Jahre 1504.

Allerdings wird die Richtigkeit dieser Jahreszahl in den Akten bezweifelt: Dirk Osmers aus Bockhorst hat den Ahmsuß Seekamp aus Bierden in der Wiemark um Buschhauen und Grasmähen totgeschlagen.

Auch wegen des Torfstichs im Siet- und Breitenmoor entstehen Schwierigkeiten.

Die Oyter und Bockhorster dürfen im Siet- und Breitenmoor Torf graben. Die Beamten von Langwedel beanspruchen diese „Binnenmoore“ für Langwedel.

Beilage Achimer Kreisblatt.

Oyten, 6. Januar 1913

Der Winter will immer noch keinen Ernst machen mit seinem Regiment. Nachdem einige Tage leichter Frost bei klarem Himmel herrschte, haben wir heute morgen die gewohnte lauwarne trübe Vorfrühlingswitterung zu verzeichnen. Dass dies anhaltend milde Wetter zu ganz abnormen Erscheinungen in der Vegetation führt, ist nicht zu verwundern.

In einigen Gärten kann man beispielsweise noch blühende Rosen finden; ebenso stehen auch die buntfarbigen Primeln vielfach in Blüte.

Die Rosen haben vielfach noch ihren vollen vorjährigen Blätterschmuck und zeigen nebenbei schon fingerlange neue Triebe. Krokus und Schneeglöckchen wagen sich bereits ans Licht, Marienblümchen stehen in voller Blüte und die Knospen der Syringen sind so stark geschwellt, dass sie in Kürze aufbrechen können.

Es ist aber wohl kaum anzunehmen, dass wir so ohne jede Überraschung betreff der Witterung in den Frühling hineingehen werden.

Achimer Kreisblatt.

Vom Schmuggeln an der Zollgrenze um 1860

Über die Schmuggerei im 19. Jahrhundert gibt es einiges zu berichten. In der Nähe von Oyten war eine Häusergruppe. Es wurde dort von den Einwohnern stark geschmuggelt. Trotzdem blieben sie arm.

Einer der Einwohner schmuggelte oft mit zwei Pferden. Er hatte sie so abgerichtet, dass sie, wenn sie einen Grenzer sahen, und er sich ihnen näherte, ihn bissen und schlugen. Trotzdem wurde er drei Mal gefasst und einmal sogar eins der Pferde erschossen.

Beilage Achimer Kreisblatt.

Wer den Schaden hat, braucht für den Spott nicht zu sorgen.

Eine Bauersfrau wollte einmal billig eine schöne Uhr erstehen, und der billigste Weg war eben das Schmuggeln. Gesagt, getan. Sie ging zu einem Bremer Uhrenhändler und erstand einen wunderbaren Wecker. Auf die Bitte der biedereren Bauersfrau band der Händler ein langes Band an die Uhr, damit sie sie unter ihrer Kleidung tragen konnte.

Der Händler zog aber auch den Wecker auf. Als nun die Frau auf dem Zollamt gefragt wurde, ob sie zollpflichtige Waren mit sich führe, antwortete sie keck „Nein“. Sie wendet sich zum Gehen.

Doch jetzt fängt der Wecker an zu rattern, und ob die Frau nun auch tausend Mal den boshafte Uhrenhändler verwünscht, sie muss sich doch dazu bequemen, ihren Geldbeutel etwas zu erleichtern, wodurch die schöne Uhr auch schon teuer wurde.

Beilage Achimer Kreisblatt 1937.

Ein derber Spaß an der Zollgrenze

„ Er wurde am Zollamt aufgehalten. „Haben Sie zollpflichtige Sachen?“ fragte der Beamte. Er verneinte es. Daraufhin machte der Zöllner die Klappe auf und sah darin mehrere Tüten voller Inhalt. „Was enthalten die Tüten?“ fragte der Grenzer. „Allerlei Schietscheterree!“ antwortete der Gefragte.

Der Zöllner nahm eine Tüte, drückte sie und hatte wirklich die ganze Hand voll Dreck. „Was soll das?“ fragte er. „Wie se seht, hebb ik veel Meß, mien Naver woll ok welken hebben, ik woll man bloots, dat he 'ne Proov kriegen dä!“

Aus einem alten Protokoll.

Ein Turnunfall, der zu einer Vereinsgründung führte

Im Jahre 1909 wanderte der 18-jährige Stellmachergeselle Hugo Wöhlert, aus Wormsdorf (Sachsen), nach Bremen. Auf der Suche nach Arbeit fuhr er mit einem leeren Torfwagen stadtauswärts. In Oyterdamm machte er Zwischenstation bei einem Bauern, der ihm auf Anhieb einen Tipp geben konnte: „Versöök dat maal bi Meister Wöbse in Eyten; ik hebb daar all vör veer Weeken 'n Kaar bestellt, un de is jümmer noch nicht fertig, Segg man, wenn he daar liekers nicht bikööm, denn schöll he di dat man

överlaaten!“ Der Rat erwies sich als goldrichtig, Hugo Wöhlert fand bei Meister Wöbse Anstellung.

Land und Leute gefielen dem jungen Stellmachergesellen. Er fühlte sich bald heimisch, nur etwas vermisste er sehr: turnerische Betätigung. Arbergen und Achim boten die nächstgelegenen Möglichkeiten, nur von Oyten aus „wöör dat allens een beten wietlöftig“. An einen eigenständigen Turnverein dachte Hugo Wöhlert damals sicher nicht, aber seine Erfindergabe sollte die Weichen stellen. Wöbse's Stellmacherwerkstatt gegenüber standen zwei dicke Eichen in ungefähr zwei Meter Abstand.

Der findige Geselle sprach den Besitzer an: „Segg maal, harrst du wat dargegen, wenn ik twüschen de Eeken een Isenstang döörtreck?“ Buur Meyerhoff hatte natürlich nichts einzuwenden, und so entstand ein „Reck“, an dem Gesellen und Bauernjungen nach Feierabend die ersten Turnversuche unternahmen. Der Übungsplatz war stets von



Ein Oyter Schäfer vor seinem Stall

der Dorfjugend umlagert. Aber dabei blieb es natürlich nicht. Hugo Wöhlert hatte mit seinem Reck echte turnerische Begeisterung in Oyten ausgelöst.

Lange Zeit ging alles gut, bis zu jenem unglücklichen Ereignis, das schließlich den letzten Anstoß zur Vereinsgründung geben sollte: Der kleine Heinrich Otten purzelte vom Eigenbau-Reck und brach sich den Arm. Daraufhin kamen die Alten in Schwarmanns Gasthaus zusammen und waren sich bald einig: Ohne Anleitung und Hilfestellung geht es nicht, und bei soviel Begeisterung bleibt nur eine Alternative: Ein Turnverein muss her! Hugo Wöhlert erinnert sich: „Landwirte und Handwerksmeister waren die Initiatoren, wir Gesellen schlossen uns natürlich an.“

Ein Turnunfall, der zur Gründung eines Turnvereins, des TV Oyten, führte: Das ist sicher ein ungewöhnlicher, wenn nicht sogar einmaliger Anlass gewesen.

Aus der Chronik des TV Oyten.

Der letzte Schäfer

Am 2. Mai 1914 starb ganz unerwartet Oytens letzter Schäfer, der alte Vater Lübke mann. Er weidete nachmittags seine Herde in der Nähe von Neubauersdamm. Leuten aus dieser Ortschaft fiel es auf, dass der Alte nicht wie sonst bei seinen Schafen stand und diese über ihre Grenzen gingen, während die beiden Hunde nicht vom Rande eines Grabens wichen.

Als einige Männer hinzugingen, fanden sie den Alten tot im Graben liegen. Ein Schlagfluss hatte seinem Leben ein Ende gemacht. Die beiden Hunde saßen immer noch bei ihm, gleichsam als ob sie die Ehrenwache halten wollten.

Achimer Kreisblatt 1914

Bürgermeister der Gemeinde Oyten

| <u>Namen</u> | <u>Jahre</u> |
|---|--------------|
| Johann Wortmann | um 1827 ? |
| Johann Heins | - 1864 |
| Johann Ellmers | 1864 - 1883 |
| Johann Fehsenfeld | 1883 - 1889 |
| Bösche Meyer | 1889 - 1919 |
| Johann Heitmann | 1919 - 1924 |
| Otto Hahne | 1924 - 1926 |
| Claus Sembach | 1926 - 1931 |
| Heinrich Blohme | 1931 - 1946 |
| Ernst Brockmann | 1946 - 1948 |
| Hinrich Lübke | 1948 - 1968 |
| Cord Rieger | 1968 - 1972 |
| Albert Duhn | 1972 - 1981 |
| Hans-Dieter Jacobs | 1981 - 1988 |
| Kurt Meier | 1988 - 1996 |
| Albert Duhn | 1996 - 2001 |
| Manfred Cordes (1. hauptamtl. Bürgermeister) | 2001 - |

Pastoren der Kirchengemeinde Oyten

| <u>Pastor/Pastorin</u> | <u>Jahre</u> |
|------------------------------------|---------------------------|
| Carl Gustav Tomfohrde | 1862 - 1881 |
| Karl Ludwig Fitschen | 1884 - 1900 |
| Hinrich Wilkens | 1900 - 1904 |
| Georg Johann Harms | 1904 - 1914 |
| Christian Möller | 1915 - 1932 |
| Christian Janssen | 1933 - 1956 |
| <i>Pfarrbezirk I</i> | |
| von Holst | 1956 - 1964 |
| Walter Busch | 1965 - 1978 |
| Hermann Bohlmann | 1978 - 1985 |
| Thomas Höflich, | 1986 - 1998 (je ½ Stelle) |
| Andrea Wauer-Höflich | 1986 - 1998 (je ½ Stelle) |
| Andrea Jandke-Koch | ab 1999 |
| <i>Pfarrbezirk II ab 1957</i> | |
| Hoppe | 1957 - 1961 |
| Hallwaß | 1963/1964 |
| Köhn | 1964 - 1966 |
| Burkhard Peters | 1969 - 1989 |
| Joachim Dallmeyer | ab 1989 |
| <i>Pfarrbezirk III ab 1977</i> | |
| Walter Barkey | 1977 - 1996 |
| Detlef Beneke | 1997 |

Quellenverzeichnis

| | |
|---|--|
| Achimer Kreisblatt | Beilagen von 1930 – 1939 |
| Bischof, Hinrich, Bockhorst | Wie Ortsnamen entstehen – Beilage Achimer Kreisblatt 1937 |
| Bock, Ernst | Alte Berufe Niedersachsens |
| Buse, Karl | Geschichte eines Geestdorfes, Oyten 1955 – Fußnote (1) |
| Embsen | 700 Jahre Geschichte unseres Dorfes Embsen, 1997 |
| Findorffs Erben | Das Oyter Königsmoor |
| Gemeinde Oyten | Gemeindearchiv |
| Harms, Johannes, Pastor | Geschichte des Kirchspiels Oyten 1914 |
| Heimatkalender | für den Landkreis Verden |
| Heimatverein Oyten | Oyten – Ein Heimatbuch, 1979 |
| „Die Maus“ | Institut für Familienforschung in Bremen |
| Kirchengemeinde Achim | Kirchenarchiv |
| Kirchengemeinde Oyten | Kirchenarchiv |
| Koppe, Regina | Die Volkszählung im Königreich Hannover 1852 |
| Landkreis Verden | Kreisarchiv, Kreisarchivar Rolf Allerheiligen |
| Lübbers, Hermann | Das Dorf Holtum – Geest, 1991 |
| Metzke, Hermann | Lexikon der historischen Krankheitsbezeichnungen |
| Narthauen | 777 Jahre Leben und Geschichten unseres Dorfes Narthauen, 1996 |
| Plettke, Fr. | Heimatkunde des Regierungsbezirks Stade, 1908 |
| Röhrbein, Heinz Georg | Quellenbegriffe des 16. und 19. Jahrhunderts |
| Schneider, Karl Heinz / Seedorf, Hans Heinrich | Bauernbefreiung und Agrarreformen in Niedersachsen, 1989 (2) |
| Staatsarchiv Stade | verschiedene Landschaftslisten |
| Storm, Hans Hermann | So war es damals – Das Leben auf dem Lande |
| Voigt, Otto | Die Flurnamen des Kreises Verden, 1961 |
| Vollmer, Gustav | Dorfgeschichte Oyten |

Alle Beiträge ohne Autorennamen sind
von Johannes Grote verfasst.

Impressum

Herausgeber:

Heimatverein Oyten e.V. © 2021

Alle Rechte vorbehalten! Die Angaben entsprechen dem Wissensstand bei Redaktionsschluss. Alle Angaben und Daten nach bestem Wissen, jedoch ohne Gewähr für Vollständigkeit und Richtigkeit. Dieses Werk sowie alle darin enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung bedarf der ausdrücklichen schriftlichen Erlaubnis des Vereins. Das Werk darf weder teilweise noch komplett reproduziert, übertragen, vervielfältigt, kopiert oder verbreitet werden, wie z. B. manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer Systeme einschließlich Fotokopien, Bandaufzeichnung und Datenspeicherung.

Heimatverein Oyten e.V.
Bockhorster Dorfstraße 29
28876 Oyten
Telefon 04207 / 2841
Email: info@heimatverein-oyten.de
Internet: www.heimatverein-oyten.de

Versionen:

1. Print-Ausgabe im Jahre 2004
2. Online-Ausgabe im April 2013 (ohne Haus- und Höfechronik)
3. neu aufbereitete Online-Ausgabe 2021

Gestaltung:

Rolf Hollens, Heimatverein Oyten e.V.

Umschlagfoto:

Oytermühle

Abbildungsnachweis

zu den Seiten 20-24:

Abb. S. 20 : D. Schünemann, Verden
Abb. S. 21 : D. Schünemann und D. Menge, Hannover
Abb. S. 22 : R. Lindenbauer, Achim-Baden.
Abb. S. 23 : D. Schünemann und K. Breest, Berlin
Abb. S. 24 : D. Schünemann und B. Harms, Hannover

Anschrift der Autorin

Dr. Jutta Precht:

(Beiträge auf den
Seiten 20 - 27)

Dr. Jutta Precht
Landkreis Verden
Postfach 15 09, 27281 Verden
Tel.: 04231/ 15432
Email: jutta-precht@landkreis-verden.de
Internet: www.landkreis-verden.de



**800 Jahre Oyten
Besiedlung und Entwicklung
eines Geestdorfes**

**von Johannes Grote
mit Beiträgen von
Karl Buse und Jutta Precht**

**Herausgegeben vom
Heimatverein Oyten e.V.
© 2013**